

# ERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 5. Monatlich erscheinen vier Nummern. Berlin, 1. Februar 1860. Preis: Vierteljährlich 20 Silberg. VI. Jahrgang.

## Willh. Monne.

Von  
F. F. Smith.  
(Fortsetzung.)

### 7. Capitel.

Capitain Brandreth weilte in einem Zimmer, welches den ganzen Raum des zirkelförmigen Pavillons füllte, der durch ein Gewächshaus mit seiner Villa in Regentpark zusammenhing. Augenscheinlich war dieser Pavillon ein Nachgedanke des Architekten gewesen, dessen Ausführung jedenfalls mehr die Bequemlichkeit, als die Symmetrie des Ganzen erhöhte. Der erste Blick in das Gemach verrieth, daß kein Bewohner ein Seemann, so dicht waren die Wände mit Seekarten, Atlanten und Rissen bedeckt.

Ueber dem Kamin hing, in Oel gemalt, der „Agamemnon“, ein Bild, welches die Anhänger der vor-Naphealischen Schule zur Bewunderung hingerissen haben würde. Kamin hatte ein Künstler gewissenhafter gemalt. Jedes Theil, jeder Sparren war mit peinlicher Genauigkeit gezeichnet, kein Balken fehlte oder befand sich an falscher Stelle, und die weißen Mähnen der kleinen Wellen, jede genau einen Achtel Zoll lang, einen Halbkreis um den Bug des Schiffes schließend, glichen einem friedlichen Häufchen Kammern auf einer grünen Wiese.

Die drei Wolken, welche in dem tiefblauen Himmel segelten, erschienen eben so manierlich. Nichts Stürmisches oder Unbestimmtes war an ihnen zu bemerken, keine lautenhafte Neigung in Formlosigkeit auszuarten, oder in Nebel zu zerfließen. Sie hielten sich mit höchst lobenswerthem Anstande auf ihrer Höhe, alle Umrisse so scharf begrenzt und fest gezeichnet, daß der Einbildungskraft schlechterdings jede Gelegenheit zur Thätigkeit genommen war. Wo die Wolken angingen, da sangen sie an, und wo sie aufhörten, da hörten sie auf.

Die Tische waren, wie die Wände, mit Seekarten und Atlanten bedeckt; darunter einige Bücher, mathematische Instrumente, ein Teleskop und ein Schiffscompas.

Da wir nun die „Kajüte“ beschrieben haben, wie Mrs. Dalton ihres Bruders Sanctuarium zu nennen pflegte, wollen wir deren Bewohner dem Leser vorführen.

Capitain Brandreth, obgleich nicht frei von einer gewissen, dem Stande des Seemanns eigenthümlichen Rauheit, machte doch durchaus den Eindruck eines Gentleman. Die lange Gewohnheit des Befehlens hatte seinem Wesen eine gewisse Strenge mitgetheilt, welche bei oberflächlicher Bekanntschaft einen erkältenden und entfernenden Eindruck machte. — Bald jedoch ver schwand dieser Eindruck, denn in Wahrheit besaßen wenige Menschen eine fröhlicher Gemüthsart. Man mußte nur, wie dies häufig bei Engländern der Fall, erst die harte Schale der Zurückhaltung durchbrechen, um zu dem Kern gelangen zu können.

„Nun, Jack“, fragte der Capitain, da der Diener den Matrosen ins Zimmer führte. „Seid Ihr landmüde?“  
„Entsetzlich müde, Ew. Ehren. Hab' mich nun lang' genug auf dem Land umhergetrieben, kann Ew. Ehren nicht sagen, wie ich mich sehne, wieder Salzwasser zu riechen.“

„Noch ein Monat, Jack“, entgegnete der Capitain, „und Euer Wunsch soll erfüllt werden.“

„Ein Monat“, wiederholte der Seemann mit dem gedehnten Ton der Täuschung. „Ein Monat ist 'ne furchtbar lange Zeit.“

„Auf dem Trocknen?“ fragte der Capitain lächelnd.

Die wettergebräunten Züge des Matrosen erglühten bei dieser Frage.  
„Auf dem Trocknen?“ wiederholte er. „Nun, ich denk' Ew. Ehren halten mich doch nicht für einen so infamen Schleicher, daß ich kommen würde und meinem Commandeur sagen, ich säß' auf dem Trocknen. Nein, ich sitz' nicht auf dem Trocknen. Noch Schrot genug im Schloß.“

Zum Beweise dieser Versicherung griff der brave Matrose mit der Hand in die Tasche und brachte eine ansehnliche Summe in Sovereigns und Silbermünzen zum Vorschein.

„Ich freue mich sehr, daß Ihr so klug gewesen seid.“  
„Ei, das ist noch nicht Alles“, fügte der Matrose hinzu, ein schwarzes Halstuch von dem braunen Nacken lösend und es auf den Tisch breitend. „Seht, Ew. Ehren, zwei Fünfer und ein Zehner, und meine alte Mutter 6 Monate erhalten, und die ganze

nennen, um nach London zu segeln. Tom war bei seiner Liebsten gewesen, die auf demselben Dorfe mit meiner Mutter wohnte. Die Fahrt war schon halb gethan, als zwei neue Passagiere an Bord kamen. Der eine davon war der Sohn von Ew. Ehren.“

„Mein Sohn! nicht möglich!“ rief Divers's Vater.  
„Ich schwör's beim Agg'memnon!“ entgegnete Jack, „s kann kein Irthum sein. Ja, ja, Ew. Ehren, dann war auch noch 'ne Art von Landpirat unten im Kasten, den sie Unterlehrer nannten, der sie festnehmen und wieder zur Schule zurückschleppen wollte. Gott straf' mich — Ihr hättet nur sehen sollen, wie der junge Herr drein schlug, es häit' Ew. Ehren im Herzen wohl gethan. Ihr hättet nicht gezweifelt, daß es Euer Sohn sei. Tom und ich“, fuhr der Matrose fort, „wir ließen uns natürlich den Sohn unsers Commandeurs nicht unter unseren Kanonen wegkapern, wir gaben dem Feinde 'ne volle Ladung, bis ihm der Athem ausging, und führten unsere jungen Herren nach London.“

Während dieser Auseinandersetzung waren die Züge des Capitains Brandreth abwechselnd roth und bleich geworden.

„Wo ist er?“ fragte er mit Strenge.  
„Draußen, Ew. Ehren“, antwortete der Matrose, der wohl sah, daß hier Etwas nicht recht richtig sei.

„Gott“ straf' mich, aber...“

„Laßt ihn herholen!“ unterbrach ihn der Commandeur in demselben strengen Tone.

Jack war die graue Locke, die ihm über die Stirn hing, salutirend zurück, und schlürfte aus dem Zimmer hinaus in den Garten, wo sein Gefährte Tom und die zwei Knaben sich aufhielten.

„Nun“, fragte Divers, der Jacks Rückkehr mit Ungeduld erwartet, „haben Sie meinen Vater gesehen?“

„E. Ehren ist in der Kajüte“, antwortete der Matrose. „Macht Euch auf ein Donnerwetter gefaßt — 's sieht verdammt finster aus.“

Der Knabe seufzte und eilte ins Haus.

„Bleib dort stehen!“ rief der Capitain dem Eintretenden zu. „Gehe ich Deine Hand fasse, muß ich sicher sein, daß sie nicht ehelos ist, daß das heimliche Entweichen von der Schule ohne mein Wissen nicht durch schlechte, gemeine Aufführung Deinerseits nöthig wurde.“

Thränen verwundeten Stolz und gekränkter Liebe drängten sich in Divers's Augen, doch mit Anstrengung ward er derselben Herr. Er wußte, daß sein Vater ihn zärtlich liebe, doch auch, daß diese Liebe ihm, dem Sohne, noch selten rückhaltlos fühlbar geworden, weil aus irgend einem Grunde oder krankhafter Einbildung der Capitain stets unter der fixen Idee litt, sein Sohn werde ihm einst Unehre machen.

„Du schweigst?“ sprach der Capitain bitter. „Bin ich feiner Antwort werth?“

„Meine Anwesenheit ist meine Antwort“, erwiderte der Knabe ehrerbietig, doch mit traurigem Ton. „Glaubst Du, ich würde den Muth finden, vor Dich zu treten, Dir die Hand zu reichen, wenn ich durch Worte, Gedanken oder Handlungen Deinen Argwohn verdient hätte? Ich verließ die Schule nicht meinetwegen, Vater, ich hatte über nichts mich zu beklagen, sondern weil Philipp Blandford, der Sohn Deines alten Freundes und Schiffskameraden, der vor zehn Jahren in Indien starb, von den Lehrern schändlich, grausam gemishandelt ward. Sie sperrten ihn in einen kalten, dumpfen Keller, bis alle Schüler empört darüber waren. Zwischen seinem Stiefvater, Sir Aubrey Fairclough und Mr. Danby besteht ein Complot — Phil soll gemordet werden — seines Geldes wegen, vermüthe ich. Wenigstens steht vom Gelde etwas in dem Briefe.“



„Geduld, Phil, Du weißt, ich habe Dich lieb.“ (Seite 35.)

Miethe bezahlt. Ich hab' sie besucht drunten in unserm Dorfe in Northshire. Gott straf' mich, wenn sie nicht fast so gut aussieht, als das Bild vom Agg'memnon. Der Himmel segne Beide!“

„Freut mich zu hören!“ sprach der Officier, bei welchem Jack in großer Eunst stand, nicht nur, weil sie lange Jahre zusammen gefegelt, sondern seiner erst seemannischen Eigenschaften wegen, davon hervorragender Muth und ein gewisser ruhiger Humor die hervorstechendsten waren.

„Dank' Ew. Ehren“, erwiderte der Matrose. „Ihr seht also, daß ich nicht in schleicher Absicht hier herumkrenzte — kurz, ich hab' 'nen Auftrag.“

Capitain Brandreth sah aus dem ganzen Wesen des Seemanns, daß etwas Außerordentliches vorgefallen.

„Heraus damit, Jack!“ rief er. „Nicht Winkelzüge machen, wenn man gradaus segeln kann. Das ist nicht seemannisch.“

„Das ist's nicht, Ew. Ehren. Gut denn“, sprach der Matrose, mit ächtem Seemannshumpeln sich nähernd, „Tom und ich — Ew. Ehren erinnert sich doch noch an Tom — wir hatten uns eingeschifft auf so einem Landboot, das sie 'ne Postkutsche

„In welchem Briefe?“ fragte der Vater besänftigt, denn sein Herz machte ihm bereits Vorwürfe wegen seiner unbegründeten Zweifel.

„In dem Briefe, den Sir Aubrey wahrscheinlich aus Versehen an Philipp adressirte, statt an den Lehrer,“ antwortete Oliver. „Da ist er, Vater, und dann urtheile, ob ich unwürdig handelte. Du schreibst mir,“ fuhr der Knabe fort, „ich solle freundlich sein zu dem armen Phil, solle ihn lieben wie meinen Bruder, und so — holte ich ihn aus dem Keller, lief mit ihm davon und brachte ihn mit nach Hause, Vater, weil ich glaubte, daß Du an seinem Vater ebenso gehandelt haben würdest, als Ihr noch Schulkameraden wart.“

„Mein Sohn, mein hochherziger Knabe!“ rief Capitain Brandreth, Oliver an sein Herz drückend. „Bergieh mir den Schmerz, den ich Dir verursacht. Nicht immer war ich das argwöhnische, von Furcht gepeinigete Wesen, als das Du mich kennst. Aber ich will dieses Gefühl ausröthen aus meiner Seele, will den Zweifel aus meinem Herzen reißen. — Von dieser Stunde an soll Vertrauen zwischen uns sein — vollkommenes Vertrauen!“

Der Sohn versuchte durch Thränen zu lächeln, doch sein Bemühen war vergebens. Er hatte solche Versprechungen schon zu oft von seinem Vater gehört.

„Und wo ist Dein Kamerad?“ fragte der Capitain.

„Im Garten bei den beiden Matrosen. Ich hielt es für besser, Dich erst allein zu sprechen.“

Oliver beabsichtigte mit diesen Worten durchaus keine Ausspielung auf seines Vaters ungerechten Argwohn, doch dieser fühlte sie als solche, und seine Selbstwürde wurden dadurch nur noch bitterer.

„Wir wollen ihn auffuchen,“ sprach er, seine Hand liebevoll auf Oliver's Schulter legend. „Wir wollen ihn auffuchen.“

„Ei, jetzt weht ein guter Wind,“ rief Jack Shears, den veränderten Ausdruck in den Zügen seines Commandeurs bemerkend. „Der Sturm ist vorbei. Gott straf mich, Tom, 's war kein geringer, und wenn mich nicht Alles täuscht, das kleine Beischiff hat ihn Flug umgelegt.“

Mit den sanftesten, gütigsten Worten hieß der Capitain den Sohn seines Freundes willkommen, welcher der Rückkehr seines Schulkameraden mit Furcht und Bittern erwartet. Er war von Natur schüchtern und zurückhaltend, und die grausame Behandlung, die er erfahren, hatte den kleinen Rest seines Muthes gänzlich unterdrückt.

„Oliver hat mir Alles gesagt,“ sprach der Capitain, „Sie thaten ganz Recht, sich dieser grausamen Behandlung zu entziehen, und ich billige das Thun meines Sohnes in jeder Beziehung.“

„Ich möchte wissen, ob er auch weiß, daß Oliver den Zigeuner geschossen,“ dachte Phil.

„Kommen Sie mit mir ins Haus,“ fuhr der Capitain fort, „es mag so lange Ihre Heimath sein, bis ich mit Ihren Lehrern unterhandeln kann und genaue Nachforschungen angestellt sind.“

„Hast Du schon von den Abenteuern gehört, Vater, die wir erlebten, seit wir aus der Schule liefen?“ fragte Oliver.

Der Capitain lächelte, da er glaubte, es sei damit der Vorfall mit dem Unterlehrer gemeint, welchem er keine große Bedeutung beilegte.

„Ew. Ehren sind also wirklich nicht böse auf die jungen Herren?“ rief der alte Matrose, welcher sich bedeutend beruhigt fühlte durch die Freundlichkeit des Commandeurs.

„Nicht im Geringsten, Jack!“

„Hussa! Gott straf mich! Aber Ew. Ehren hätten ihn nur sehen sollen, es hätt' Ihrem Herzen wohlgethan, wie's meinem wohlthat. Eins — zwei — grad' aus wie 'ne Kugel vom Agg' — memmen, grad' in des Schlingels Gesicht — piff, pass!“ Zur Veranschaulichung seiner Beschreibung schlug der Matrose mit der geballten Faust, welche einen Dornen hätte fällen können, zweimal in die Fläche der linken Hand, die er flach ausstreckte, wie ein Schild, die Schläge aufzunehmen.

Die Gesellschaft begab sich nun ins Haus, die zwei Matrosen gingen in die Küche, wo auf Befehl des Commandeurs ihnen eine Stärkung bereitet ward.

Beim Eintritt in das Wohnzimmer konnte der arme Phil nicht umbin zu bemerken, welcher ungeheuerer Contrast in der Art des Empfanges liege, den Mrs. Dalton seinem Kameraden zu Theil werden ließ, mit der Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen Kälte, womit Lady Fairclough ihn behandelte seit ihrer Verheirathung mit Sir Aubrey; und doch war Mrs. Dalton nur Oliver's Tante, und Lady Fairclough war seine, Phil's Mutter.

„Warum schreibst Du nicht an mich, mein lieber Junge?“ sprach Mrs. Dalton, ihren Neffen herzlich küssend. „Es betrübt mich, wenn ich bedenke, wie viel Du gelitten haben magst.“

Ehe noch Oliver antworten konnte, hüpfte ein schönes kleines Mädchen, ungefähr fünf Jahre alt, die einzige Tochter der Mrs. Dalton, ins Zimmer. Sie hatte von ihres Cousins Rückkehr gehört und war ihrer Gouvernante entschlüpfst, ihn zu sehen.

„Oliver! Lieber Oliver!“ rief die kleine Else, in seine Arme stürzend und ihr Köpfchen an seiner Schulter bergend. „Ich bin so froh, daß Du wieder zu Hause bist. Mademoiselle sagte, ich solle zu Bett gehen, ohne Dich zu sehen, aber ich hätte ja nicht schlafen können. Denke nur,“ fuhr sie fort, fröhlich in die kleinen Hände klatschend, „es sind nun bald Feiertage, denke nur, Feiertage. Ach, ich bin so froh. Dinkel hat mir ein Paar reizende Tauben geschenkt. Du sollst eine davon haben. Und meine Puppe ist so schön geworden, Du wirst sie gar nicht wiedererkennen. Nicht wahr, Mama?“

„Ich glaube kaum,“ antwortete lächelnd die Mutter.

„Wer ist das?“ fragte das Kind, auf Philipp deutend.

„Der junge Herr ist Deines Cousins Freund und Schulkamerad, Isabelle,“ antwortete ihr Dinkel. „Aber jetzt frage nicht weiter. Sie haben einen langen Weg gemacht und müssen sehr hungrig sein.“

„Hungrig!“ rief die Kleine. „Ach, wie leid thut es mir — ich habe meinen ganzen Kuchen aufgegessen.“

Die brauchen etwas derbere Kost, als Kuchen,“ bemerkte Mrs. Dalton — „ah — dort kommt sie schon.“

Die zwei jugendlichen Deserteurs thaten dem Abendessen, das der alte Kellermeister ihnen auftrug, alle Ehre an, doch sobald sie gesättigt waren, drang die freundliche Dame darauf, daß sie zur Ruhe gingen.

„Aber, liebe Tante, Du weißt ja noch nicht, weshalb wir von der Schule fortliefen,“ sprach Oliver, „und um Alles in der Welt möchte ich nicht, daß Du mich falsch beurtheilst.“

„Dein Vater wird es mir schon erzählen,“ entgegnete die Dame. „Ich weiß ja, Du würdest keinen solchen Schritt thun

ohne die wichtigsten Gründe, und daher bin ich vollkommen ruhig in dieser Hinsicht.“

Der Knabe dankte ihr mit einem innigen Blicke, innerlich wünschend, sein Vater möge ihm ein gleiches Vertrauen bewiesen haben.

„Ach, ich möchte der Mademoiselle gern davonlaufen!“ rief Isabelle.

„Wie, und mich verlassen?“ fragte ihre Mutter vorwurfsvoll.

Das Kind eilte zu ihr, schlang seine Arme um ihren Nacken und küßte sie. — „Nein, ich möchte, wir Alle liefen fort von ihr, Mama; Du, Dinkel, und Oliver auch.“

Augenscheinlich war die französische Gouvernante kein großer Liebling ihrer Schülerin, welche gleichwohl sich endlich bewegen ließ, zu ihr zurückzukehren, nachdem sie das Versprechen erhalten, am andern Morgen mit der Familie zu frühstücken, statt wie sonst in dem Kinderzimmer.

Obgleich Capitain Brandreth sehr gern die Fortsetzung von seines Sohnes Erlebnissen gehört hätte, unterdrückte er für jetzt doch diesen Wunsch und erlaubte den Knaben, sich zurückzuziehen.

„Dein Vertrauen in den Knaben ist sehr groß,“ sprach er zu seiner Schwester, so bald sie allein waren, und er ihr den Vorfall, so weit er ihn kannte, erzählt. „Du sehest keinen Zweifel in ihn . . .“

„Nicht den geringsten,“ antwortete Mrs. Dalton, welcher ihres Bruders unselbige fire Idee wohl bekannt war, von der ihn zu heilen sie ernstlich strebte. — „Mein Neffe wird den Namen, den er trägt, nie entehren. Ist er nicht die Wahrheit selbst?“

„Ja!“

„Ist er nicht ehrenhaft im höchsten Grade?“

„So viel ich bis jetzt von ihm weiß, ist er es.“

„George, Du bist ungerecht!“ rief Mrs. Dalton mit Wärme. „So großes Mißtrauen kommt der Thorheit näher als der Weisheit. Ich habe Oliver seit seiner frühesten Kindheit mit fast mütterlicher Wachsamkeit beobachtet und nie einen Gedanken oder ein Gefühl in ihm entdeckt, das ihn hätte erniedrigen können. Wenn Du so mit der Neigung Deines Sohnes spielst, spielst Du mit Deinem eigenen Glück.“

„Die unselbige Saat der Ehrlosigkeit liegt in seiner Natur!“ murmelte Capitain Brandreth. „Sie erwartet nur die heiße Sonne der Mannheit und der Leidenschaft, um zu keimen und bittere Früchte zu tragen. Hast Du vergessen, wer seine Mutter war?“ fügte er düster hinzu.

„Arme Abelaid!“ seufzte Mrs. Dalton. „Wäre ich nur in England gewesen, als . . .“

„Du vertheidigst sie!“ rief leidenschaftlich der Bruder.

„Ich denke, wir waren übereingekommen, nie wieder über diesen Gegenstand zu sprechen,“ bemerkte Mrs. Dalton sanft. „Ich kann meine Ueberzeugung nicht verbergen, George. Du hast unrecht gehandelt an der armen Frau, sehr unrecht. Statt sie mit Vorwürfen zu belasten, sie aus Deiner Nähe zu verbannen, sie von ihrem Kinde zu trennen, damals als sie eines gemeinen, verächtlichen Diebstahls angeklagt ward, hättest Du sie vertheidigen und schützen sollen.“

„Sie stoh aus dem Hause, das sie entehrt hatte!“ stöhnte der Capitain, „welchen deutlicheren Beweis ihres Verbrechens forderst Du? Wurden die armseligen Schmuckstücken nicht in ihrer Toilette gefunden?“

„So hörte ich.“

„Und weigerte der Juwelier Hawes sich nicht sie zu verfolgen, nur aus Achtung vor meinem Namen und meiner Familie?“

„Ich dachte, er hätte sie laut genug angeklagt,“ antwortete Mrs. Dalton etwas pifft, „wäre ich Adelaids Gatte gewesen, die Sache hätte in offener Gerichtsverhandlung unterucht werden müssen.“

„Um dem Namen Brandreth einen nie auszulöschenden Schandfleck aufzudrücken?“ rief ihr Bruder. — „Ich begreife übrigens Deine Gleichgültigkeit in dieser Beziehung,“ fügte er ironisch hinzu, „Du trägst ja diesen Namen nicht mehr.“

„Demohnerachtet bin ich stolz darauf, George,“ erwiderte die zartfühlende Frau. „Bekenne mich nicht. Ich wollte Balsam auf Deine Wunde gießen, nicht sie reizen. Laß mich den Bruder nicht verlieren, indem ich seinen Sohn gegen ungerechten Argwohn vertheidige. Oliver wenigstens hat seinem Namen noch keine Schande gemacht.“

„Berzeihe mir!“ rief der unglückliche Mann. „Wenn Du würdest, wie schwer es ist, unverdienten Schmach zu tragen, den Finger des Spottes an Dich gerichtet zu fühlen, zu wissen, daß der niedrigste Knecht, der hinter Deinem Stuhl steht, mit seinen Kameraden sich über Dich lustig macht; wenn Du gesehen, wie Deines Gleichen einander mit den Blicken zuwinfen, wenn Dein Name genannt wird, Du würdest mich bemitleiden, statt mich zu tadeln.“

„Das ist krankhaftes, nicht gesundes Ehrgefühl, George,“ bemerkte seine Schwester. „Ich bedauere Dich weit mehr deshalb, weil Du Deinem eigenen Kinde nicht traust, Deinem zweiten Ich, dem Wesen, in welchem Gott Dein eigenes Bild wiederholt, denn nie glich ein Sohn seinem Vater so sehr, als Oliver Dir gleicht.“

„An Zügen mag es wohl sein.“

„Auch an Herz und Geist, an Wahrheitsliebe,“ fuhr seine Schwester fort. „Wie edel hat er an seinen Schulkameraden gehandelt, wie Du mir selbst erzählt.“

„Ja, diesmal . . .“

„George, immer noch diesen Rückhalt!“ — rief Mrs. Dalton, „Du bist unverbesserlich!“

„Gute Nacht!“ sprach der Bruder. „Du bist ein geschickter Advocat, und könntest mich fast überzeugen, daß meine Befürchtungen auf Einbildungen beruhen.“

„Ich wünschte, ich könnte Dich ganz überzeugen!“ antwortete die Schwester.

„Gute Nacht!“

## 8. Capitel.

Capitain Brandreth erschien am folgenden Morgen beim Frühstück mit einem vollkommen ruhigen Gesicht, auf welchem keine Spur der Aufregung der vergangenen Nacht zu sehen war. Eine fast weibliche Zärtlichkeit lag in dem Ton, womit er seinen Sohn anredete, ein Beweis, daß sein Geist wieder zu einer gesunden Stimmung zurückgekehrt, und Oliver begann sich der Hoffnung hinzugeben, daß sein Herz nie wieder unter seines Vaters ungerechtem Argwohn leiden werde.

„Komm schnell!“ rief Isabelle ungeduldig. „Ich muß Dir meine Tauben zeigen. Du sollst sie auch sehen,“ fuhr sie zu

Phil gewandt fort. „Ich werde Dich gewiß auch lieb haben, ich habe alle Leute lieb, die Oliver lieb haben, nicht wahr, Mama?“

„Gebuld!“ rief Mrs. Dalton; „Du vergißt, daß Dein Cousin seinen Vater mehre Monate nicht gesehen hat. — Du mußt nicht so selbstfüchtig sein.“

„Was ist selbstfüchtig?“

„Wenn man immer nur an die eigenen Vergnügungen und Wünsche denkt, ohne nach den Wünschen Anderer zu fragen —“ antwortete die Mutter — „das ist eine Art von Selbstsucht.“

„Ja, ja, ich weiß!“ — rief das Kind schnell — „grade so wie Mademoiselle . . .“

„Phui, Isabelle, Du mußt nicht so von Deiner Lehrerin sprechen!“

„Auch nicht, wenn es wahr ist, Mama?“

Kindliche Unschuld bringt sehr häufig Erwachsene in Verlegenheit. Weder Capitain Brandreth noch seine Schwester wußten etwas zu erwidern. Beide hatten schon oft sich geärgert über die entschiedene Abneigung Isabellens gegen die Französin, die, seit mehren Jahren in der Familie lebend, ihr Vertrauen genoß. Ob sie es verdiente oder nicht, wird die Zeit lehren. So viel aber ist gewiß, Mademoiselle Marelli besaß viel Lebensart und Gewandtheit.

Nicht ohne ein Gefühl von Stolz lauschte der Capitain auf Oliver's Bericht von dem Abenteuer in der Scheune, wo er auf den Zigeuner geschossen, um die Frau und ihr Kind vor roher Gewalt zu schützen.

„Dies fällt natürlich hierbei besonders ins Gewicht,“ bemerkte der Capitain. „Indessen hast Du nichts zu fürchten, auch wenn Du den Buben gebödet hättest.“

„Ich fürchte nie die Folgen einer Handlung, wenn mein Herz mir sagt, daß ich Recht thue,“ entgegnete der muthige Jüngling, „übrigens ist der Bursche nur in die Wange getroffen — der Herr sagte es.“

„Welcher Herr?“

„Der, in dessen Hause wir übernachteten.“

Ein en Umstand hätte Oliver gern verschwiegen, nämlich die räthselhafte Erscheinung, die ihn in dem einsamen Zimmer von Rockingham Hall so erschreckte, doch er widerstand der Versuchung und theilte den Vorfall mit, obgleich er wußte, daß weder sein Vater noch seine Tante an übernatürliche Erscheinungen glaubten.

„Ein Traum, lieber Junge!“ sprach der Capitain, „oder die Wirkung Deiner überreizten Phantasie. Solche Täuschungen sind keineswegs ungewöhnlich.“

Oliver schwieg, ohne überzeugt zu sein.

Obgleich in einem freundlichen Zimmer sitzend, umgeben von Denen, die ihm am theuersten im Leben, konnte er doch die Ueberzeugung nicht abschütteln, die Erscheinung sei wirklich gewesen.

„Unter solchen Umständen, nach solchem Eindruck, kann ich Deine Flucht von dem Orte wohl begreifen,“ sprach sein Vater, „doch ich will an dem Herrn schreiben, ihm danken und Euch entschuldigen. Wie ist sein Name?“

„Ich weiß ihn nicht, Vater.“

„Auch nicht den Namen seiner Wohnung?“

„D ja, Vater. — Rockingham Hall.“

Der Capitain und seine Schwester wechselten Blicke bei Ueberraschung.

„Es gehörte früher den Bavasseurs, Vater, nicht wahr?“ fragte Oliver.

„Ja — ja.“

„Und meine Mutter war eine geborne Bavasseur.“

Capitain Brandreth erhob sich von seinem Sitz und verließ das Zimmer.

„Ist Dein Vater böse?“ flüsterte Phil.

„Ich befürchte es nicht,“ antwortete sein Kamerad. „Ich verstand ihn nur nicht recht.“

„Dein Vater ist nicht böse,“ sprach Mrs. Dalton, ihren Neffen bei Seite ziehend, „im Gegentheil, er ist sehr zufrieden mit Deinem Benehmen, ich weiß, er ist stolz auf Dich. Aber Du hast ihn schmerzlich berührt, da Du das Gespräch auf Dein arme Mutter brachtest. Er hat sich von ihrem Verlust noch immer nicht erholt.“

„Er hat sie also sehr geliebt?“ fragte Oliver.

„Tief und leidenschaftlich,“ antwortete seine Tante, von dem Wunsche bewegt, das Gespräch zu ändern. „Ich wage kaum, in seiner Gegenwart zu nennen. Wie Du gesehen hast, die Erinnerung überwältigt ihn gänzlich.“

„Aber Du, Tante, kannst doch von ihr mit mir sprechen,“ rief der erregte Knabe. „Ich kann Dir gar nicht sagen, wie sehr mich, von Kindheit an, das Schweigen über meine Mutter betrübt hat. Du wirst sie mir beschreiben — ihre Blicke — ihre Stimme. — O, sie muß gut und schön gewesen sein. Wie würdest ich sie geliebt haben, wenn sie lebte!“

„Später sprechen wir darüber, lieber Oliver,“ sprach die freundliche Dame, ihren Neffen herzlich küssend, „und wenn Du mir verpflücht, recht gut zu sein, so zeige ich Dir vielleicht ein Miniaturbild. Geh jetzt mit Isabelle, ihre Herrlichkeiten zu sehen. Der Wagen wird bald hier sein und ich muß mich ankleiden, um Lady Fairclough einen Besuch zu machen, die gewiß schon in Todesangst ist um ihres Sohnes Ergehen.“

„Das glaube ich nicht,“ antwortete Oliver. „Kannst Du Dir denken, Tante, sie hat auf keinen von all den Briefen geantwortet, die Phil ihr schrieb über die schlechte Behandlung, die von dem alten Danby erdulden mußte; der arme Bursch fühlte das schmerzlicher, als die schlechte Behandlung selbst.“

In dem wir nun Mrs. Dalton bei ihrer Toilette und die beiden Deserteurs bei Isabellens Tauben lassen, wollen wir unsere Lesern die Mutter Philipp Blandford's vorführen. Sein Stiefvater, Sir Aubrey, ist ihnen bereits bekannt.

Lady Fairclough war das einzige Kind eines westindischen Pflanzers, Namens Compton, und einer Spanierin, welche oder vielmehr deren große Besitzungen in Trinidad, der kluge Mann geheirathet.

Wie die meisten Creolinnen besaß die junge Erbin eine glühende, erregbare Natur — ein Gemisch von der Traumseligkeit des sonnigen Südens und der Energie des Sachseugeschlechtes, dem ihr Vater entstammte. Sie war ganz das Wesen, sich in ihrer Phantasie ein Herzensidol zu schaffen, und es zu verehren mit leidenschaftlicher Hingebung.

Dasselbe Jahr, welches die schöne Mrs. Blandford als Braut begriff, sah sie auch als Wittwe und Mutter. Der Schmerz der jungen Frau war so groß, daß man lange Zeit an ihrem Leben verzweifelte. Sie schloß sich von der Welt ab und erklärte, sie nie wieder zu vermählen.

Ähnliche Schwüre werden noch heut gethan und gebrochen

Um der Dame Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, müssen wir jedoch sagen, daß nach ihrem Verlust Jahre vergingen, ehe sie zu einer neuen Ehe sich entschloß.

Der kleine Philipp ward seines Großvaters Liebling. Das Kind war nach ihm genannt worden; und als der alte Mann starb, hinterließ er ihm sein ganzes Vermögen, seiner Tochter dagegen setzte er nur eine Leibrente aus, eine Bedingung, die in Betracht der Jugend und wahrscheinlichen Wiedervermählung der Wittwe sehr hart war.

Die Verwaltung des großen Vermögens hatte der Pflanzer seinem Vetter, einem Colonialwaaren-Mäkler in Mincing-lane übertragen.

John Compton, so hieß dieser Vetter, war nicht, wie sein glücklicher Verwandter, plötzlich in den Reichtum hineingewachsen, sondern nur langsam und schrittweise dazu gelangt durch sorgfältige Beobachtungen der Handelsconjunctionen, durch kluges Anlegen seines Geldes, durch strenge Dekonomie. Wie viele Männer in ähnlichen Verhältnissen, hatte er seine Carrière begonnen mit der Absicht, einen Hausstand zu gründen, doch der Himmel weiß, wie es zugeht — er fand nie Muth zur Liebe, geschweige denn zum Heirathen, und als er endlich anfang, ernstlich daran zu denken, fand er, daß er zu alt sei, sich noch auf diese neue Speculation einzulassen. Er hatte sich in seinen Geschmach, in seine Gewohnheiten schon fest eingelebt, und diese verurtheilten ihn zum einsamen Dasein eines alten Junggesellen.

Der reiche Mäkler war übrigens ein guter, ehrenwerther Mann; den ihm durch die Vermögensverwaltung erzielte Vertrauensbeweis nahm er zwar widerstrebend an, erfüllte jedoch seine Verpflichtung gewissenhaft, fing gar bald an, sich lebhaft für die schöne Wittve und ihren Sohn zu interessieren, und bedauerte nur, daß der letztere nicht John, statt Philipp getauft sei. Einige Zeit gingen die Dinge ihren ruhigen Gang, bis Mrs. Blandford dem Sir Aubrey Fairclough ihre Hand reichte. Der alte John Compton konnte mit dieser Heirath sich durchaus nicht befremden. Anfänglich bemühte der Baronet sich unablässig, bei dem Verwalter des Vermögens seiner Gemahlin sich einzuschmeicheln, er lud ihn zur Tafel, fragte ihn um seinen Geschmack und Meinung; doch da der schlaue alte Bürger sich gänzlich unzugänglich in allen Beziehungen erwies, ließ er plötzlich den Umgang fallen, und erklärte Mr. John Compton für einen gemeinen Dummkopf.

Daß Sir Aubrey aus Liebe geheirathet, ist nicht wohl anzunehmen. Er war auf der ganzen Welt am wenigsten der Mann, eine solche Unwissenheit zu begehen, denn obgleich von vornehmer Familie und betitelt, war er arm. Das Vermögen der Dame, die Ausichten hatte er geheirathet, und unter den letzteren stand obenan die Möglichkeit, daß seine Frau durch den Tod ihres Sohnes alleinige Besitzerin von ihres Vaters Vermögen werden könne.

Die Leser werden nun begreifen, warum Mr. Danby den armen Phil so viel schlechter, als seine anderen Böglinge behandelte, und w er ihn zu diesen Notheiten vermochte.

Lady Fairclough hatte den ganzen Morgen ihrer ausgesucht schönen Toilette gewidmet. Sie erwartete stündlich die Rückkehr ihres Gatten, welcher länger als eine Woche wegen wichtiger Familienangelegenheiten abwesend gewesen. Samba, eine Negerin, welche die Dame seit deren früher Kindheit nicht verlassen, stand hinter ihrem Stuhl, eine widerspenstige Locke befestigend, als Mrs. Dalton gemeldet ward.

„Ich bin zu Hause — natürlich —“ sprach die Schöne. — „Mir ist Alles recht, was mir die Zeit bis zu seiner Rückkehr kürzt.“ „Ach Wistie, Wistie,“ sprach die Negerin mit einem Seufzer, „Sie lieben den Herrn zu sehr; Sie lassen's ihn zu sehr sehen; das ist nicht klug.“

„Du bist eine Narrin, Samba!“ erwiderte die Herrin zornig. „Wie kann ich ihn zu sehr lieben, ihn, dessen Leben meinem Glück geweiht ist?“

„Meine liebe Lady Fairclough,“ sprach Mrs. Dalton, das elegante Boudoir betretend, „ich weiß kaum, wie ich mein frühes Kommen entschuldigen soll.“

„Ja, es ist noch früh,“ bemerkte die Lady, einen Blick auf die Uhr werfend. Sie dachte dabei an ihren Gatten, nicht an ihren Besuch.

„Ich möchte nicht zögern, Ihnen Unruhe zu ersparen,“ fuhr Mrs. Dalton fort. „Ihr Sohn ist ganz sicher.“

„Sicher!“ wiederholte die Lady. „Natürlich. Er ist in einem Institut auf dem Lande irgendwo. In Lincolnshire glaube ich; ist's nicht so, Samba?“

„Ja, Wistie, so heißt's.“ „Ach, ich höre, Sie wissen noch nichts von der Sache,“ fuhr Mrs. Dalton fort, „um so mehr freut es mich, sie Ihnen so gleich in beruhigender Weise mittheilen zu können. Philipp ward nicht gut behandelt von dem Vorsteher des Institutes, und ist davon gelaufen. Jetzt befindet er sich in meines Bruders Hause.“

„Wie ärgerlich!“ rief Lady Fairclough. „Was wird Sir Aubrey sagen?“

Mrs. Dalton schien sehr unangenehm überrascht. „Ich erwarte ihn jede Minute,“ fuhr die Lady fort. — „Bleibe, meine liebe Mrs. Dalton, würden Sie mir die Gefälligkeit erweisen, Philipp noch zurückzuhalten, bis ich meinem Gatten die Sache beibringen kann?“

„Capitain Brandreth ist nicht im Entferntesten Willens, sich jetzt von dem Sohn seines alten Freundes zu trennen,“ bemerkte Mrs. Dalton mit bedeutend abgeflühtem Ton. „Er hat schon an Philipps Vormund, Mr. John Compton, geschrieben und ihm seinen Entschluß mitgetheilt. Doch da ich selbst Mutter bin, weiß ich, wie einer Mutter Gefühl sein muß, und wünschte Ihnen durch meinen Besuch unnöthige Sorge zu ersparen.“

„Ich danke Ihnen!“ sprach die Dame endlich, tief erröthend, denn sie fühlte den Vorwurf, der in diesen Worten lag. „Keine Mutter kann ihren Sohn mehr lieben als ich, aber er ist ein so eigenwilliger, hartnäckiger, unbändiger Knabe; Sir Aubrey wird sich sehr über ihn kränken.“

Raum waren diese Worte den Lippen der Lady Fairclough entflohen, als ihr Gemahl erschien. Er kehrte so eben erst von seiner Reise aus Lincolnshire zurück, und hatte sich noch nicht Zeit genommen, seine Kleider zu wechseln, noch die an ihn eingelaufenen Briefe zu lesen.

Lady Fairclough schlang ihre Arme um seinen Hals und bewillkommnete ihn mit so kindischer Zärtlichkeit, daß Mrs. Dalton sich eines Lächelns nicht erwehren konnte.

Der Baronet nahm ihre Liebkosungen mit jener glatten Freundlichkeit auf, welche in der vornehmen Welt nur gar zu oft die Gleichgiltigkeit verhüllt. Wie hätte er auch ein Weib lieben können, welches alle Liebe für das eigene Kind verloren?

„Sei nicht böse — nicht gar zu böse —“ sprach Lady Fairclough nach den ersten Begrüßungen. „Philipp ist fortgelaufen aus der Schule, in die Du ihn gebracht.“

„Wirklich!“ „Er ist jetzt bei Capitain Brandreth,“ fügte sie hinzu.

„Ich bin dem Capitain in der That unendlich verpflichtet dafür,“ lautete die ruhige Antwort des Baronet, welcher mit keinem Blick, mit keinem Ton die Wuth verrieth, welche bei dieser Nachricht ihn erfaßt.

Erst nach der Enttarnung der Mrs. Dalton gestattete er seinem Keger einen Ausbruch.

„Dieser Junge ist noch mein Tod!“ rief er mit großer Heftigkeit. „Ein eigenwilliger, störriger, unbändiger Dummkopf. Aber ich will ihm den Muth schon zähmen, oder ihn brechen!“

„Er ist ja schon gebrochen!“ antwortete Lady Fairclough leise, von Selbstvorwurf erschüttert.

Hätte der Baronet den wilden, rachgierigen Blick der Negerin gesehen, welcher auf ihm weilte, da er so herabwürdigend von dem armen Phil sprach, es hätte ihm Ursache zum Nachdenken gegeben.

„Hier darf keine schonende weibliche Schwäche mehr geduldet werden,“ fuhr er fort. „Lange genug habe ich mich Deiner Thoreheit gefügt. — Nur Deinen Bitten nachgebend, sagte ich Mr. Danby, als ich den Knaben in seine Anstalt brachte, er solle ihn nicht schlagen. Der würdige Mann ist nun wahrscheinlich gezwungen gewesen, eine andere Art von Strafe anzuwenden, denn Mr. Danby gehört zu den Männern, die gewissenhaft ihr Wort halten. Ich muß Capitain Brandreth aufsuchen,“ fügte er nach einer Pause hinzu, „sobald ich nur die Kleider abgelegt.“

„Ja, das wird wohl das Beste sein,“ bemerkte seine Gattin mit unterwürfigem Tone.

„Und Du wirst mich begleiten?“ „Ja wohl!“

„Und Deine Autorität geltend machen,“ fuhr der Baronet sehr bedeutam fort. „Du bist des Knaben Mutter, und sie dürfen gegen Deinen Willen ihn nicht zurückhalten.“

Dhne eine Erwiderung abzuwarten, verließ Sir Aubrey das Gemach, und so groß war seine Ungeduld, den Entlaufenen wieder in seine Gewalt zu bekommen, daß er sich nicht einmal Zeit nahm, die Briefe zu lesen, die während seiner Abwesenheit sich auf seinem Schreibtisch gehäuft.

Capitain Brandreth saß in seinem Wohnzimmer mit seiner Schwester und den Knaben, als der Baronet und dessen Gemahlin angemeldet wurden. Beim Anblick seiner Mutter brach der arme Philipp in Thränen aus; er stürzte ihr entgegen und wollte sie küssen, doch ihr Herz war durch ihren Gatten und durch ihre eigene Schwäche zu sehr geschult, um sich dem natürlichen Gefühl zu überlassen.

„Ich will Dich küssen, Philipp,“ sprach sie, „sobald ich weiß, daß Du meine Liebe verdienst. Wie kannst Du Deinen lieben, gütigen Vater so betrüben, wie Du es gethan?“

„Bergieb mir!“ schluchzte der Knabe. „Ich will ja zurückgehn in die Schule. Mögen sie mich einsperren in den kalten, dumpfen Keller, mich tödten, verhungern lassen — nur küsse mich, Mutter!“

„Sobald Du Deines Vaters Verzeihung erlangt, soll Dir auch die meine nicht fehlen,“ entgegnete Lady Fairclough.

Der Knabe warf einen scheuen Blick auf seinen Verfolger und wandte sich hoffnungslos ab.

„Komm,“ flüsterte Oliver. „Deine Mutter weiß nicht, wie Du behandelt worden bist. Geduld, Phil. Du weißt, ich habe Dich lieb.“

Er legte seinen Arm um die Schulter seines Schulkameraden und zog ihn neben sich auf einen Stuhl nieder. Isabelle setzte sich auf ein Bänkchen zu ihren Füßen und warf von Zeit zu Zeit der fremden Dame vorwurfsvolle, um nicht zu sagen zornige Blicke zu.

„Capitain Brandreth,“ begann Sir Aubrey, „Lady Fairclough und ich danken Ihnen für die Bemühungen, welche Sie mit Ihrem Sohne gehabt, doch wir können unmöglich zugeben, daß er länger Ihre Gastfreundschaft beansprucht. Er muß mit uns zurückkehren.“

Oliver blickte seinen Vater flehend an. „Ich werde mich glücklich schätzen, ihn Ihrer Obhut übergeben zu können —“

Hier verbeugte sich der Baronet, um ein triumphirendes Lächeln zu verbergen.

„Sobald ich mich überzeugt habe,“ fuhr der Capitain fort, „daß Sie die geeignete Person sind, den Knaben in Ihre Obhut zu nehmen. Umstände, über welche ich meine Meinung noch nicht aussprechen mag, veranlassen den Sohn meines Freundes, dem Manne zu entfliehen, dessen Aufsicht Sie ihn übergeben. Die Sache muß untersucht werden.“

„Thoreheit! Von wem? und vor wem?“ „Von des Knaben Vormund, den sein Großvater mütterlicher Seite ihm gesetzt, und vor dem Kanzler,“ bemerkte der Capitain kühl — „so ist, glaube ich, der übliche Rechtsgang.“

Sir Aubrey biß sich auf die Lippen, denn der Ton und das Benehmen des Capitains war kalt, wie die Verachtung, und gewandt wie sein eigenes.

„Eine wirklich unerhörte Einmischung!“ bemerkte Lady Fairclough gereizt. „Mit welchem Rechte, Sir, drängen Sie sich in Angelegenheiten meiner Familie?“

„Als Mutter meines jungen Freundes hier,“ sprach der Capitain, „haben Sie, Madame, ein Recht, mich um die Gründe meines Handelns zu fragen. — Sie werden sie finden in diesem Briefe, den Ihr Gemahl aus Versehen an Ihren Sohn sandte, während der für diesen bestimmte dem Schulvorsteher zu Händen kam. Mr. Compton, des Knaben Vormund, wird in wenigen Augenblicken hier sein. In seiner Gegenwart werde ich den Brief vorlesen.“

Der Baronet sah nun wohl, daß seine Absicht diesmal vereitelt sei, ließ jedoch weder Verwirrung noch Unruhe blicken. Er gehörte zu den Menschen, welche die Gelegenheit abwarten und, wie der einmal besiegte Tiger, geduldig den Moment erharren, wo sie abermals zum Sprung ausholen können.

Das Schweigen fing bereits an, beängstigend zu werden, als Mr. Compton erschien. Er war ein magerer, rühriger Mann, von entschiedenen Manieren und Gemüthungen, klug genug, aus den Handlungen der Menschen die Motive zu lesen, und zugleich unabhängig und ehrlich genug, sie laut zu lesen. Eine kurze Erklärung genügte, ihn von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

„Ehe ich sage, was ich denke, Capitain, über diese schurkische, rechtlose, grausame Geschichte, lassen Sie mich den Brief hören, von dem Sie sprachen.“

Der Capitain las wie folgt: „Ich habe meinen Banquier

angewiesen, die bewußte Summe Ihnen zur Disposition zu stellen.“

„Geld — hm“ bemerkte der Mäkler — „das läßt sich hauptsächlich an.“

„Sie sagen, daß der Husten des Jungen zunimmt, fürchten aber, ihn zu oft in den Keller zu sperren, weil die übrigen Schüler darüber murren. Behandeln sie die Knaben nur recht nachsichtig, so haben Sie nichts zu befürchten. Alle Kinder sind Egoisten, besonders Knaben.“

„Schreibt wahrscheinlich aus Erfahrung.“ „Sollte er gefährlich erkranken, so melden Sie es mir. Der Arzt braucht nicht zu penible, nicht zu geschickt zu sein!“

„Der Schuft!“ „Was den Vormund betrifft, so ist das die letzte Person, die zu Rath gegeben werden darf. Er ist in der City geboren, und versteht sich auf nichts als auf Geldsachen.“

„Wirklich?“ rief John Compton, aufstehend und sich ironisch gegen der Baronet verbeugend. „Capitain Brandreth, Sie haben als ein Christ, als ein Edelmann gehandelt, indem sie sich des armen Knaben annahmen. Von jetzt an ist dies meine Pflicht. Als sein gesetzlicher Vormund fordere ich ihn für mich, und wenn Sir Aubrey Fairclough oder seine Gattin für gut finden, mir mein Recht streitig zu machen, so haben sie sich an das Kanzleigericht zu wenden.“

Sir Aubrey erhob sich, verbeugte sich mit dem feinsten Anstand, gab seiner Gemahlin den Arm und verließ mit ihr das Zimmer.

9. Capitel.

Sir Aubrey Fairclough war ein Mann von Welt, d. h. er besaß die Selbstsucht und Kaltberzigkeit, welche man dieser Bezeichnung in deren schlimmer Bedeutung beizulegen pflegt. Sein Versuch, einzulernen, war schlaggeschlagen. So tief er sich jedoch auch gekränkt fühlte über diesen Ausgang seines gewissenlosen Planes, so wollte er den wahren Zustand seines Gemüths doch um keinen Preis verrathen, und entlagte daher jeder Einmischung in die Anordnungen, welche John Compton für die Zukunft seines Bögling's etwa treffen konnte.

In dem Briefe, welchen er dem reichen Bürger schrieb, erklärte er, daß seine schriftlichen Instructionen an den Schulvorsteher, so wie seine Motive dazu so grausam mißverstanden und falsch beurtheilt worden wären, daß er sich glücklich schätze, der Sorge für den eigensinnigen, bösen Knaben los zu werden, der seine und Lady Fairclough's zärtliche Sorgfalt durch ein so pflichtwidriges, anstößiges Betragen belohnte.

Der arme Phil weinte bitterlich, als er den Brief vorlesen hörte; denn wenn jemals ein Knabenherz sich nach Mutterliebe sehnte, so war es das seine.

„Nun!“ sprach sein Vormund. „Glauben Sie doch kein Wort davon. — Sie verdient nicht, daß Sie sich grämen um sie. — Sich wegzuwenden an den kalten, berechnenden Schurken, der ihr nur ums Geld schmeichelt!“

„Sie ist meine Mutter!“ rief der Knabe, während sein Gesicht in der Röthe des Zornes flammte, „und Sie haben kein Recht, von ihr schlecht zu sprechen, Sir. Ich kann nicht eher wieder glücklich sein, bis sie mir vergeben, und es thut mir sehr leid, daß ich fortließ von der Schule, wenn auch der Vorsteher mich in dem dumpfen, kalten Keller gefangen hielt.“

„Sie haben ganz Recht gethan, Philipp,“ sagte Capitain Brandreth, in dessen Gegenwart diese Worte gesprochen wurden, den Knaben bei der Hand nehmend. „Sie haben nichts zu bedauern. Ich verstehe zwar Ihre Gefühle gegen Ihre Mutter, und finde sie ganz natürlich, aber Sie müssen sich dadurch nicht in Ihrem Glück beeinträchtigen lassen. Lady Fairclough ist in Beziehung auf Sie getäuscht worden, und die Zeit wird kommen, da sie ihre Unfreundlichkeit bereuen und Ihre Liebe erkennen wird.“

Der Knabe blickte mit schwachem Lächeln zu dem Capitain auf.

John Compton fühlte sich von dem Zornausbruch seines Mündel's keineswegs beleidigt. Zum ersten Mal in seinem Leben dachte er, der Mann der Procente und Gewichte, des Conto und Disconto, wie schön es wäre, hätte er einen Sohn, wie Philipp, der ihn liebe und sein einfaches Alter ehre. Vielleicht fragte er sich auch, ob er wirklich klug gehandelt, sein ganzes Dasein dem Erwerb zu opfern mit Ausschließung jener süßeren Bande, welche so unmerklich und sanft sich um das Herz schlingen, daß wir ihre Stärke erst fühlen, wenn wir thöricht sie zu zerreissen streben.

„Ich möchte den Knaben hier bei mir behalten,“ sprach er, „und einen Lehrer für ihn annehmen. Er würde aber an einem so traurigen Ort sich grämen, wie ein gefangener Vogel, ohne die Gesellschaft von Seinesgleichen. Würde ich nur, was ich Besseres für ihn thun könnte?“

Diese Bemerkung war an den Capitain gerichtet, welcher, ehe er antwortete, Oliver bedeutete, er möge im Garten seine Schwester aufsuchen und seinen Schulkameraden mit sich nehmen.

„Ich habe darüber nachgedacht,“ sprach er, sobald die Knaben sich entfernt hatten, „und da Sie mich um meinen Rath fragen, will ich ihn aufrichtig Ihnen mittheilen. Ich kenne Sir Aubrey Fairclough ziemlich genau. Er gehört zu den Menschen, die nie gefährlicher sind, als nach einer Niederlage. Einmal ist Ihr Mündel seinen Eselgängen entgangen, doch der Himmel verhüte, daß er ein zweites Mal in seine Hände falle.“

„Sie vergessen, daß er jedem Recht auf Bevormundung des Knaben entsagt hat,“ bemerkte Mr. Compton.

„Ich befürchte auch keineswegs, daß er auf gesetzlichem Wege dieses Recht wiederfordern wird,“ entgegnete der brave Seemann. — „Die Vorzeigung des schändlichen Briefes an den Schulvorsteher würde den Versuch nicht nur vereiteln, sondern den Baronet noch mit Schmach und Schande überhäufen. Solche Mittel wählt er gewiß nicht, um zum Ziele zu gelangen. Die Gefahr, gegen die Sie sich waffnen müssen, ist heimliche Gewalt.“

„Er wird doch nicht die Dreifigkeit haben, sich einen Plan zu schmieden gegen ein Mündel von Compton und Compagnie!“ rief der empörte Mäkler.

Capitain Brandreth lächelte. — Er verstand das ungläubige Staunen des ehrlichen Geschäftsmannes vollkommen.

„Können Sie mir etwas raten?“ fragte der letztere. „Auf Geld kommt's nicht an. Philipp ist reich genug, und war' er's nicht, so bin ich's. Ich hab' den Jungen überhaupt ins Herz geschlossen und — wenn er nur John hieße — doch davon ist hier nicht die Rede — die Frage ist nur, was thun wir mit ihm?“

„Ich habe einen Freund, einen Officier außer Dienst, der sich damit beschäftigt, Knaben für die Armee heranzubilden,“ ant-

wortete Oliver's Vater. „Major Henderson ist nicht allein ein Mann von großer Ehrenhaftigkeit und unzweifelhaftem Muth, sondern zugleich vorsichtig und wohlbekannt mit der Welt. Sir Aubrey würde seine Wachsamkeit schwerlich täuschen können. Ich habe den Entschluß gefaßt, meinen Sohn seiner Aufsicht zu übergeben, und rathe Ihnen, mit Ihrem Mündel dasselbe zu thun.“

„Das will ich!“ rief John Compton mit einem erleichternden Seufzer, der bewies, welch große Sorge dieser Vorschlag ihm vom Herzen genommen. „Wo wohnt der Major?“

„In einem abgelegenen Dorfe in Norfolk,“ sprach Capitain Brandreth.

„So wollen wir die Knaben selbst hinbringen,“ bemerkte sein Gast, „denn ich werde mich noch mehr beruhigt fühlen, wenn ich persönlich Rücksprache mit Ihrem Freunde genommen.“

„Ich werde schreiben, und ihm unsere Ankunft melden.“

John Compton dankte dem Capitain mit Wärme und fuhr zurück nach der City. „Schon 1 Uhr —“ murmelte er, nach der Uhr sehend. — „Was werden die Schreiber denken!“

Zeit dreißig Jahren nämlich war es nicht vorgekommen, daß der pünktliche Mann zu spät in sein Geschäftslocal gekommen. Kein geringer Beweis für das lebhafteste Interesse, welches er für seinen Pflegebefohlenen zu fühlen begann.

Noch an demselben Tage ward den beiden jungen Deserteurs das auf sie bezügliche Vorhaben mitgetheilt, doch der Ort ihrer Bestimmung, sowie der Name des Mannes, zu dem sie gebracht werden sollten, blieb ihnen bis jetzt noch Geheimniß.

Als Isabelle von der Abreise ihres Cousins und Philipps hörte, bat sie ihre Mutter dringend, mitreisen zu dürfen.

„Es ist ja nur eine Schule für junge Herren; wohin die Knaben gebracht werden,“ entgegnete Mrs. Dalton, über die Raivetät der Frage sich belustigend.

„Schule ist Schule!“ sprach das Kind.

„Mädchen lernen in der Regel nicht Griechisch und Latein.“

„Ich möchte es sehr gern lernen, Mama,“ fuhr die kleine Bittstellerin fort.

„Das würde sich nicht schicken, mein Kind,“ bemerkte Mademoiselle Marelli mit dem sanften Blönton, in dem sie gewöhnlich ihren Zögling anredete, wenn Mrs. Dalton oder der Capitain zugegen waren.

„Ich bin nicht Ihr Kind,“ rief Isabelle eigenstänmig, „und ich will mit Oliver und Phil in die Schule gehn. Wo ist sie?“

„Sehr weit von London,“ sprach der Onkel.

„Aber wo?“

„Danach mußt Du nicht fragen,“ erwiderte ihre Mutter.

„Aus Gründen, die Du nicht verstehst, muß dies ein Geheimniß bleiben.“

Als Isabelle die Frage that, erhob die Französin ihre Augen von dem Tuche, an dem sie stützte, ihre Nadel ruhete einen Augenblick, und ein Ausdruck getäuschter Erwartung flog über ihre Züge bei der Antwort der Mrs. Dalton.

Noch an demselben Abend kam Lady Fairclough, um ihren Sohn zu sehen. Wie die meisten schwachen Gemüther, war sie nicht eigentlich böse. Phil's Schmerz bei ihrer letzten Zusammenkunft hatte sie gerührt, vielleicht regte in ihr sich das Gewissen und sagte ihr, daß sie ihre Mutterpflichten vernachlässigt. Jetzt, da ihr Gemahl nicht zugegen war, entfloß kein Vorwurf ihren Lippen; im Gegentheil — sie vergoß heiße Thränen, als Philipp ihr von der grausamen Behandlung erzählte, die er von Mr. Danby erfahren.

Sie hatte Sir Aubrey versprochen, wo möglich sich über die Pläne Gewißheit zu verschaffen, die John Compton mit seinem Mündel vorhabt, und es war ihr nun fast ein Trost, als der Knabe betheuerte, er wisse weder den Namen des Mannes, zu dem Mr. Compton ihn bringen wolle, noch den Ort, wo er wohne.

„Nicht so, Massa Phil,“ rief die Negerin, welche ihre Herrin begleitet. „Wissie nichts sagen. Ihr Mann ist böse — böse — böse.“

Capitain Brandreth und Mrs. Dalton, welche bei diesem Besuch zugegen waren, wechselten Blicke des Einverständnisses.

„Still, Samba!“ rief Lady Fairclough erbittert. „Wie kannst Du wagen, so von Deinem Herrn zu sprechen?“

„Euer Gatte, Wissie, nicht mein Massa,“ murmelte die Negerin. — „Ich bin jetzt ein freies Weib!“

„Ich vermüthe,“ fuhr Lady Fairclough etwas gekränkt fort, „es wird eben so nutzlos sein, mich um Auskunft an Mr. Compton zu wenden, als an Sie.“

„Ich bedauere, diese Vermuthung bestätigen zu müssen,“ antwortete der Capitain mit großer Höflichkeit.

„Und doch bin ich des Knaben Mutter, Sir, und besitze ein Recht auf seine Liebe und seinen Gehorsam.“

„Sein Vormund weiß es, und denkt diese Gefühle in Ihrem Sohn durchaus nicht zu schwächen,“ antwortete der Capitain.

„Alle Ihre Briefe werden gewissenhaft an Philipp, und die seinen Ihnen übergeben werden. Der Entschluß Ihres Verwandten in dieser Beziehung steht unwiderruflich fest; ich bedauere, daß Ihnen dadurch Schmerz verursacht wird, doch kann ich seinen Entschluß unter den obwaltenden Verhältnissen nur billigen.“

„Ich werde Dir schreiben, meine liebe Mutter,“ rief Phil. — „Ich schreibe Dir, sobald ich angekommen bin, und will Dir Alles erzählen. Und Du wirst nun auch meinen Brief beantworten, nicht wahr?“

Die Lady erröthete. Sie erinnerte sich, wie grausam sie früher ihrem Kinde diesen Wunsch versagt.

„Wenn Sir Aubrey sagt: schreib, so schreib Wissie, sagt er: schreib nicht, so schreib Wissie nicht,“ sprach die Negerin. „Er sagte ihr, sie sollte nicht schreiben.“

Das Zusammensein begann jetzt für Lady Fairclough nicht nur peinlich, sondern demüthigend zu werden; sie erhob sich, umarmte ihren Sohn und verabschiedete sich.

Die Negerin verweilte noch einen Augenblick im Zimmer unter dem Vorwand, ihrem jungen Herrn Lebewohl zu sagen.

„Samba liebt Euch, Massa Phil,“ schluchzte sie; „Samba liebt Euch sehr; denkt an das, was Samba sagt — schreibt nicht!“

„Meiner Mutter nicht schreiben?“ fragte der Knabe betroffen.

„Nein, Massa Phil. Sir Aubrey will Euch todt; nimmt dann all Euer Geld. Böser Mann, sehr böser Mann — heirathete ums Geld, nicht aus Liebe. Aber wenn er Euch oder Wissie was zu Leide thut —“ fuhr sie fort mit wildem Ausdruck — „wird Samba ihn tödten — tödten!“

Es lag eine solche Wuth, eine solche Verwegenheit des Entschlusses in den Zügen der Negerin, als sie diese Worte sprach, daß Mrs. Dalton schauderte.

„Küßt die alte Amme, Massa Phil,“ fuhr sie in sanfterm Tone fort. „Gott segne Euch, Samba wacht für Euch.“

Das treue Geschöpf drückte den Knaben mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an den Busen, der ihn genährt, und eilte dann ihrer Herrin nach, die unterdeß den Wagen erreicht.

„Eine seltsame Frau!“ sprach Oliver, als Samba hinausgegangen. „Glaubst Du wirklich, daß sie Sir Aubrey tödten würde, wenn er Dir ein Leid thäte?“

Philipp nickte zustimmend.

„Ich wundere mich nur, daß Deine Mutter sich vor ihr nicht fürchtet.“

„O, sie würde eher sterben, als uns einen Schaden zufügen —“ antwortete Philipp.

Am nächsten Tage traten die beiden Knaben, begleitet von Capitain Brandreth und John Compton, die Reise nach dem Wohnort des Major Henderson an.

Peter Marl, ein alter Soldat, welcher die Aemter des Kellermeisters, Dieners und Exerciermeisters in dem Institut bekleidete, führte die Gäste in das Bibliothekzimmer und ging dann wieder hinaus, um den Postillion beim Abladen des Packts behilflich zu sein.

Peter war ein großer Charakter in seiner Weise; er hatte in dem Peninsular-Kriege unter Wellington gedient und den Sieg bei Waterloo mit erfodtet.

Ein genaueres Bild des alten Mannes zu geben wollen wir uns für einen geeigneteren Moment vorbehalten, und dem Capitain Brandreth und seinen Begleitern in das Bibliothekzimmer folgen, wo Major Henderson sie empfing.

Das ungeheibste Auge hätte mit einem Blick in dem großen stattlichen Mann, wie er sich erhob, die Gäste zu empfangen, den ehemaligen Soldaten der Armee erkannt. Nicht nur im Blick lag Entschiedenheit, sondern in jeder Bewegung der edeln Gestalt, welche sich noch aufrecht hielt wie in jungen Tagen, obgleich die Last von beinahe 60 Wintern auf ihr ruhete.

Haar und Schnurrbart waren völlig weiß und milberdeten etwas den Ausdruck der erzenen Züge des ehemaligen Cavallerieofficiers.

„Unter einer Bedingung nur kann ich die Verpflichtung übernehmen, welche Sie mir anvertrauen wollen,“ sprach er, nachdem er von dem Capitain erfahren, auf welche schändliche Weise Sir Aubrey sich seines Stiefsohnes zu entledigen gesucht, „nämlich völlige, uneingeschränkte Vollmacht, alle Mittel anzuwenden, die ich nöthig erachte, den Knaben vom Verkehre mit Anderen zurückzuhalten. Er darf weder Briefe absenden noch empfangen, als nur durch mich.“

„Das wollt' ich auch gerathen haben!“ rief der Mäkler.

„Der Bursch hängt sehr an seiner Mutter, und wenn er nicht streng bewacht wird, so fürchte ich, schreibt er heimlich an sie.“

„Nicht, wenn er sein Wort giebt, es nicht zu thun,“ sprach Oliver vertrauensvoll. „Phil ist zwar sehr weich und nachgiebig, aber die Lüge verabscheut er.“

„Das freut mich zu hören,“ sprach sein künftiger Erzieher. „Auf den Grundlagen der Wahrheit und Ehre läßt sich jeder Bau im Herzen der Jugend aufzuführen. Kommen Sie her,“ sprach er freundlich zu Phil, der noch fern stand, „lassen Sie sich einmal ansehen.“

Der neue Zögling näherte sich schüchtern dem Major, welcher, die dunkeln Locken von des Knaben Stirn zurückreichend, ihm ernst ins Gesicht sah.

„Eine weiche Natur,“ sprach er, zu Capitain Brandreth sich wendend, „tiefes Gefühl, leicht empfänglich für innere Eindrücke. Das Herz dieses Knaben wird eine sorgfältigere Erziehung fordern, als sein Verstand.“

„So ist er glücklich zu preisen, daß er in Ihre Hände gefallen,“ sprach der Capitain, welcher eine sehr hohe Meinung von seines Freundes Fähigkeit in Behandlung der Charaktere hegte.

„Ich darf nicht erst fragen, Brandreth, ob dieser schlauke Bursch hier Ihr Sohn ist,“ fuhr der Major fort, „er verräth seinen Vater selbst; er hat ganz Ihre Züge, so wie ich mich erinnere, Sie gesehen zu haben, als wir zuerst in Malta zusammentrafen. Sie waren damals ein fester Schlingel, und ich Dragonerlieutenant.“

Geben Sie mir die Hand, Oliver, denn er heißt doch nach Ihnen, natürlich.“

Der Capitain nickte bejahend.

„Ihr Vater ist wohl sehr stolz auf Sie und verzicht Sie, nicht wahr?“ fragte Major Henderson mit gutmüthigem Scherz den Knaben.

„Er ist sehr gut gegen mich,“ antwortete Oliver, „aber daß er stolz auf mich ist, glaube ich nicht.“

„Ei, warum nicht?“

„Vielleicht wird mein Vater es Ihnen sagen,“ antwortete der Knabe mit einem Seufzer.

Der alte Soldat sah wohl, daß er eine schmerzliche Seite berührt, und verschob weitere Fragen über dieses Thema bis zu einer günstigeren Gelegenheit, wo er mit seinem Freunde sich allein besand.

„Brandreth,“ rief er, als dieser ihm die traurige, ihn stets verfolgende Abnung mitgetheilt, „solche Schwäche ist Ihrer unwürth. Wie, Sie wollen die Liebe Ihres Sohnes, eines solchen Sohnes, einer thörichten, krankhaften Befürchtung opfern, zu der, wie Sie selbst sagen, sein bisheriges Betragen Ihnen keine Veranlassung gegeben. Ich wollte mein Leben einsetzen für des Knaben Ehre. Er stülbt durch Ihren Argwohn sich viel zu tief verwundet, um ihn zu verdienen.“

„Ich will es zu glauben versuchen,“ murmelte der unglückliche Vater. „Meine Schwester ist derselben Meinung.“

„Ihre Schwester ist eine vernünftige Frau.“

„Könnten Sie in mein Herz sehen, so würden Sie begreifen, wie fest diese Vorstellung darin wurzelt.“

„Nur an Ihrem Kopfe liegt die Schuld, nicht am Herzen, denn das ist auf dem rechten Flecke, ich weiß es,“ sprach sein alter Freund begütigend, „aber zur Ehre des gesunden Verstandes geben Sie diese Idee auf; sie ist Ihrer unwürdig.“



„Sollte man nicht denken, ich hätt' in meinem Leben noch nicht den Wald tauschen hören!“ (Seite 38.)

Das Dorf Rotzwold an der Norfolkküste bot eine schöne ruhige Naturszene, an welcher gleichwohl mancher mit der Dertlichkeit unbefamte Reisende ahnungslos in kaum eines Bogenschusses Entfernung vorüberging, denn das Dertchen lag vollkommen verdeckt zwischen zwei sanften Hügeln, deren mit Wald gekrönte Häupter früher zu dem königlichen Jagdrevier von Castle Rising gehörten, jenem Schloß, wo die Sünderin Isabelle nach dem Fall ihres Geliebten, Mortimer, von ihrem Sohn, dem tapfern Edward, gehalten ward.

Das Dorf verdankte sein Dasein wahrscheinlich einem Kloster, welches, jetzt in eine Kirche umgewandelt, einst von König Egbert gegründet sein sollte. Der abgelegene Platz machte diese Sage sehr glaubwürdig, denn die Mönche damaliger Zeit konnten nur einen solchen zum Aufenthalt wählen, um den Ueberfällen der Dänen zu entgehen, welche häufig an der Küste landeten und Brand und Verwüstung meilenweit ins Land hinein trugen.

Garwell Hall, die Wohnung des Majors, hatte früher zur Abtei gehört, und obgleich nach und nach durch die späteren Bewohner modernisirt, behielt sie dennoch Spuren kirchlicher Architektur, und stand in der Nähe des ehemaligen Klosters, vom Kirchhof getrennt durch den Weg, welcher durch das Dorf zum Castle Rising führte.

Als der Wagen die Buchenallee hinauffuhr, drängten sich junge Geflüster an die Fenster des rechten Flügels, welcher zu Studierzimmern für die Zöglinge eingerichtet war; Jeder von den Schülern wollte wenigstens Etwas von den neuen Ankömmlingen sehen.

Der Capitain betheuerte, daß er es thun wolle, und für einige Zeit hielt er sein Versprechen wirklich.  
 Ehe die beiden Herren die Rückreise nach London antraten, was am nächsten Morgen geschah, schenkte John Compton seinem Mündel eine schöne goldene Uhr und bot Oliver eine gleiche.  
 Zu seinem Erstaunen weigerte sich dieser jedoch entschieden, sie anzunehmen.  
 „Ich habe die Uhr für Sie gekauft,“ rief der Mäkler, unangenehm getäuscht, „als ein Zeichen meiner Dankbarkeit, daß Sie sich Philipps so freundlich angenommen.“  
 „Also um mich zu bezahlen!“ entgegnete der Knabe.  
 „Freundschaftsdienste bedürfen keiner Bezahlung.“  
 „Nicht um Sie zu bezahlen, sondern als einen Beweis meiner Achtung — fuhr der Mann der City fort.  
 „Ich danke Ihnen,“ antwortete Oliver, „doch ich bedarf keiner Uhr — ich besitze schon eine.“  
 „Ja, aber nur eine silberne.“  
 „Mein Vater gab sie mir,“ entgegnete der Knabe, „und ich gäbe sie nicht für ein Duzend goldene. Wenn ich nein sage, so meine ich nein, und wenn ich ja sage, so meine ich ja — das ist meine Art.“  
 John Compton schien diese Art nicht nur eine höchst ungewöhnliche, sondern Oliver auch ein höchst ungewöhnlicher Knabe, und er äußerte diese seine Gedanken gegen den Capitain auf der Rückfahrt nach London.  
 Dieser freute sich so sehr über seines Sohnes Uneigennützigkeit, daß er ihm nicht nur eine schöne goldene Uhr, sondern zugleich einen sehr liebevollen Brief sandte, in welchem er ihn lobte, eine Gabe ausgeschlagen zu haben, die die meisten Knaben seines Alters mit Begier ergriffen hätten.  
 Oliver freute sich über den Brief weit mehr, als über das Geschenk.  
 Von den sieben Jünglingen des Majors Henderson wurden die neuen Ankömmlinge auf die unter Knaben aus guter Familie in England gewöhnliche Weise empfangen, nämlich mit einer Miene, welche zu sagen schien: Halt, wir wollen erst sehen, was für Leute Ihr seid! Die Zurückhaltung, namentlich gegen Oliver, dauerte indessen nicht lange, denn schon am zweiten Tage erwarb er sich Anerkennung dadurch, daß er zwei von den Knaben tüchtig durchprügelte. — Es ist seltsam, welchen Respect Knaben vor einander bekommen, wenn sie erst Händel zusammen gehabt.  
 Bedeutend länger währte es, ehe Philipp populär wurde. Er hatte sich geweigert, mit Fred Ranger und Paul Jodrel, beides Knaben seines Alters, zu ringen, und die übrigen Schüler fingen an, über ihn zu spotten.  
 „So geht's nicht, Phil,“ sprach Oliver. „Ich kann's nicht dulden, daß mein Freund als eine Memme gilt, das geht nicht. Das erste Mal, daß Ranger oder Jodrel Dich wieder herausfordert, mußt Du's annehmen.“  
 „Warum soll ich denn mit ihnen ringen; sie haben mir ja nichts gethan?“  
 „Ich hatte auch nicht nöthig, mit Howard und Harley zu ringen, aber ich that's doch. Also keinen Anstich. Wenn Du so fortfährst, prügele ich Dich selbst durch.“  
 „Ach, Oliver!“  
 „Denkst Du etwa, ich würde es nicht thun?“ fuhr Phils Freund fort in einem Tone, welcher diesem die niederschlagende Ueberzeugung beibrachte, daß es jenem voller Ernst sei.  
 Die Folge zeigte, daß dem wirklich so sei, denn am nächsten Morgen, als Philipp sich abermals weigerte, seine Kraft mit der eines Kameraden zu messen, rief ihn Oliver in das Studirzimmer und gab ihm eine derbe Tracht Prügel.  
 „Nun weißt Du, was Du zu erwarten hast,“ sprach er, „wenn Du fortfährst, mich durch Deine Feigheit zu ärgern.“  
 „Aus den Schmerzen mache ich mir nichts,“ rief der zärtliche Knabe, seine Arme um des Freundes Nacken schlingend. „Sei mir nicht mehr böse.“  
 Oliver machte sich etwas unsanft aus seinen Armen los. Er fühlte, daß es nicht gut sein würde, wenn er jetzt von Schwäche sich hinreichend lasse, weil dadurch die soeben ertheilte Lehre weggenommen wäre, und da der arme Phil weinend in einen Stuhl sank, wandte der edle Knabe sich weg, um die Thränen zu verbergen, die auch ihm in die Augen traten.  
 Trotzdem aber blieb er bei seinem System, und am nächsten Tage ward die Lection mit verdoppelter Strenge wiederholt.  
 Nun aber nahm Phil sich zusammen, um nicht noch einer dritten theilhaftig zu werden; am andern Morgen kam er in das Studirzimmer gelaufen, das schöne Gesicht mit Blut besetzt, und das eine Augenlid so bedenklich geröthet, daß sich vermuten ließ, es werde noch eine dunklere Farbe annehmen.  
 „Ich habe mich geschlagen!“ rief er freudig. „Ich habe mich geschlagen.“  
 „Mit wem? Mit Jodrel oder mit Ranger?“  
 „Mit Beiden!“ rief der Sieger. „Ich wollte es auf ein Mal los sein. Deine Lectionen konnte ich nicht mehr ertragen.“

„Du sollst auch nie wieder eine bekommen,“ antwortete Oliver. „Ach, Phil, ich kann Dir nicht sagen, wie stolz ich auf Dich bin.“  
 „Wirklich?“ fragte Phil, ihm ins Auge sehend.  
 Der Freund, welcher sich auf seine Geschicklichkeit und Erfahrung in solchen Dingen nicht wenig einbildete, wusch ihm das geschwollene Gesicht, und legte ein Stück rohes Rindfleisch, das Peter Marl ihm aus der Küche holte, auf das rothe Auge.  
 „Ich besüchte, es wird schwarz werden,“ bemerkte er dabei.  
 „Was wird der Major nur von uns denken?“ sprach Phil.  
 „Der Major weiß mit solchen Dingen Bescheid, junger Herr,“ tröstete ihn der alte Soldat. — „Es war sehr geschickt von Mr. Brandreth, daß er Sie jeden Morgen ein bißchen durchbläute, um Ihnen Courage beizubringen — nicht als ob Sie keine hätten, aber sie mußte nur herausgebracht werden!“  
 Mit dieser letzten Bemerkung hatte der alte Marl wirklich Recht. Philipp Blandford war durchaus nicht feig. Nur die Weichheit und Schüchternheit seiner Natur ließ ihn zurückschrecken vor Kampf und Schlägen, nicht die Furcht. In wenigen Wochen hatte er mehre dergleichen Affairen gehabt, und jede that ihm moralisch und physisch wohl.  
 Er lernte dadurch sich auf sich selbst verlassen, und vergaß nie, daß sein Freund Oliver ihm dazu verholfsen.

Milly nur erst von ihren Angehörigen entfernt, es ihm nicht schwer fallen könne, sie gänzlich in seine Gewalt zu bekommen.  
 Von seiner Verbindung mit Keelan erzählte der Baronet seiner Bevollmächtigten natürlich nichts, denn von unnöthigen vertraulichen Mittheilungen hielt er nicht viel. Mit dem Mann zu verkehren, der ihm so erfolgreich beigestanden, seine Mächte von ihrer Mutter, der verwitweten Lady Fairclough zu trennen, standen ihm andere Wege zu Gebot. Uebrigens konnte die Bosheit sich keine geschicktere Agentin wählen zur Ausführung ihrer Pläne, als Mrs. Harway. Sie war mit dem Sinn für Intriquen geboren. Wo Gold zu verdienen war, kannte sie weder Mitleid noch Gewissensscrupel. Gold bedeckte in ihren Augen, wie die Liebe, der Sünden Menge, und sie verehrte den flimmernden Götz mit der knechtischen Ergebung gemeiner Naturen.  
 Das Herz der armen Milly wollte hoch auf, als Sir Aubrey's vermeintliche Schwester sich ihr vorstellte. Sie glaubte ihren Versicherungen, denn wie hätte das arglose unschuldige Naturkind hinter der affectirten Freundlichkeit der theilnehmenden Dame Betrug vermuthen können. Sie wußte, daß Sprache und Sitten der Hausbewohner anders seien, als die ihres Volkess, und ging in die Falle.  
 Ist Milly doch nicht die Einzige, welche Flitter für echtes Gold nahm. — Dennoch ist es zweifelhaft, ob es der intrigantesten Frau mit aller ihrer List gelungen sein würde, die Entfelin Keelans von den übrigen wegzulocken und ihrem Schutz sich zu vertrauen, hätte nicht ein besonderer Umstand ihr in die Hände gearbeitet.  
 Schon seit langer Zeit galt es zwischen Keelan und der Waise Martha als abgemachte Sache, daß Milly und Kaled, der Sohn Martha's, ein Paar werden sollten, sobald Milly das siebzehnte Jahr erreicht, und in Folge dieses Abkommens bewachte das alte Weib und deren Sohn das Mädchen mit argwöhnischen Blicken. Der erstern war Milly's bald träumerisches, bald unruhiges Wesen seit der Begegnung mit dem Baronet nicht entgangen, dessen Namen und Rang sie übrigens nicht kannte, und Kaled folgte heimlich den Schritten Milly's.  
 Als er sie zum ersten Mal im Gespräch mit der feinen londoner Dame sah, hielt er es für ein bloßes zufälliges Zusammentreffen, und pries seine Base im Stillen glücklich, daß sie eine Närrin angelockt, die allem Anschein nach die Wahrsagungen gut bezahlen werde, Doch eine zweite Zusammenkunft, von der er Zeuge war, erregte seinen Argwohn, und eine dritte besetzte ihn.  
 Hier war nicht Alles in der Ordnung, das sah er wohl, und eilte, seine Zweifel und Befürchtungen der Mutter mitzutheilen.  
 „Das Kartenspiel muß ein Ende nehmen,“ sprach die Alte ergrimmt. „Die Hernes sind so gut als die Keelans, und haben eben so gutes romantisches Blut. Ich mag nicht, daß ein Hausbewohner meinem Sohne sein Weib stiehlt.“  
 „Du denkst also, sie könnte eine Ueberläuferin werden?“ fragte der junge Bursch, während Leidenschaft seine Züge verfinsterte.  
 „Ja, ja, Kind! Martha kann ihre Pläne durchschauen, sie läßt sich nicht verblenden, hat zu viel gesehen von den Streichen der Hausbewohner. Folg' der Milly wie ein Hund,“ fuhr sie fort, „verliere sie nicht aus den Augen, ich will den Alten auffuchen und eure Hochzeit mit ihm verabreden.“  
 Kaleds Augen strahlten vor Freude. „Denkst Du, Mutter, daß sie einwilligen wird?“ fragte er.  
 „Du bist gerade so toll wie Milly,“ antwortete Martha verweisend. „Wann hätte man jemals gehört, daß ein Mädchen sich dem Beschluß ihres Stammes widersetzt? Geh nur, geh — Du kannst Deiner Sache gewiß sein.“ Und ihrem Sohn die Bewachung seiner Braut überlassend, machte sie sich auf nach Keelans Zelt, um diesem ihre Ansichten mitzutheilen.  
 Obgleich Martha seine Schwester war, theilte sie doch die ehrfurchtsvolle Scheu, mit welcher ihr Bruder von der ganzen Bande betrachtet wurde, und wagte selten, seine Einsamkeit zu stören. Sie wußte, daß er jeden Besuch ungern sah, der nicht seiner Dienste bedürfte und sie zu bezahlen bereit war. Gäste, die Geld brachten, waren ihm stets willkommen.  
 Martha fand den Alten wie gewöhnlich bei dem eisenschlagenen Krasten sitzend, emsig beschäftigt einen Dank zu bereiten aus Kräutern, welche Milly nach seiner Anordnung diesen Morgen gesammelt. In der andern Ecke des Zeltes sah ein Kind im Alter von zwei bis drei Jahren, achtlos mit einigen wilden Blumen spielend. Das unschuldige kleine Wesen sah bleich und unglücklich aus.  
 „Ist dies der Balg?“ fragte das Weib. Ihr Bruder nickte bejahend, zu geschäftig, um antworten zu können.  
 Martha kauerte wie ein Indianerweib neben ihm nieder und zündete ihre Pfeife an, die sie ruhig rauchte, bis Keelan Miße fand, sich mit ihr zu unterhalten.  
 „Was giebt's?“ fragte er mit seiner gewöhnlichen Ruhe.  
 „'s ist Unheil in den Zelten!“ sprach die Schwester.



Die Mode.

10. Capitel.

Sir Aubrey Fairclough gehörte zu den Menschen, welche ihrer Wachsamkeit keine Raft gestatten, wenn es die Befriedigung ihrer Leidenschaften, die Wahrung ihrer Interessen gilt. Für den Augenblick getäuscht in seinen Plänen hinsichtlich seines Stiefsohns, kehrten seine Gedanken zu der jungen, unschuldigen Zigeunerin zurück, deren wunderbare Schönheit seine wüste Phantasie erregt, und er beschloß den Plan in Ausführung zu bringen, den er bei der Bekanntschaft mit dem Mädchen in Gedanken nur leicht skizzirt.  
 Zu diesem Zweck sendete er die Frau seines vertrauten Dieners nach Lincolnshire mit der Weisung, sich dort für die Schwester ihres Herrn auszugeben, um wie der Leser leicht erräth, die arglose unschuldige Milly Moynie dem Schutze ihres Großvaters zu entreißen.  
 Der herzlose Wüstling berechnete sehr richtig, daß, wenn er

Obgleich Martha seine Schwester war, theilte sie doch die ehrfurchtsvolle Scheu, mit welcher ihr Bruder von der ganzen Bande betrachtet wurde, und wagte selten, seine Einsamkeit zu stören. Sie wußte, daß er jeden Besuch ungern sah, der nicht seiner Dienste bedürfte und sie zu bezahlen bereit war. Gäste, die Geld brachten, waren ihm stets willkommen.  
 Martha fand den Alten wie gewöhnlich bei dem eisenschlagenen Krasten sitzend, emsig beschäftigt einen Dank zu bereiten aus Kräutern, welche Milly nach seiner Anordnung diesen Morgen gesammelt. In der andern Ecke des Zeltes sah ein Kind im Alter von zwei bis drei Jahren, achtlos mit einigen wilden Blumen spielend. Das unschuldige kleine Wesen sah bleich und unglücklich aus.  
 „Ist dies der Balg?“ fragte das Weib. Ihr Bruder nickte bejahend, zu geschäftig, um antworten zu können.  
 Martha kauerte wie ein Indianerweib neben ihm nieder und zündete ihre Pfeife an, die sie ruhig rauchte, bis Keelan Miße fand, sich mit ihr zu unterhalten.  
 „Was giebt's?“ fragte er mit seiner gewöhnlichen Ruhe.  
 „'s ist Unheil in den Zelten!“ sprach die Schwester.

"Nun?"  
 "Der Gufohn hat seine Augen auf Milly geworfen, und den Zauber unserer Race gefühlt."  
 "Kann wohl sein," murmelte der Zigeuner.  
 "Das Mädchen steckt voller Hirngespinnste und Träume," fuhr Martha fort, "die machen ihr das Herz krank. Sie sehnt sich nach der Heimath des Hausbewohners, der Eine seines Volkes abgesehen hat, sie ihrem Stamme abwendig zu machen."  
 "Gut, gut."  
 "Nein, das ist nicht gut!" fuhr Martha leidenschaftlich auf. "Milly gehört meinem Sohn Kaled. Von ihrer Geburt an war sie ihm versprochen, und ich will ihn nicht beraubt sehen von Einem der fränklichen Blatzgesichter. Hätte ich's nur ahnen können in der Nacht, da er in unseren Zelten schlief —" fuhr sie langsam fort.  
 "Was hättest Du da thun wollen?"  
 "Ihm Gift in den Trank mischen," antwortete Martha entschlossen, "und — ich werde es noch thun!"  
 "Selten, sehr selten überließ Keelan sich einem Ausbruch der Leidenschaft, doch bei Anhörung dieser Drohung, deren Ernst er nur zu wohl zu würdigen wußte, überschüttete er seine Schwester mit einer Fluth von Verwünschungen.  
 "Krümme nur ein Haar auf seinem Haupte," rief er, "so jage ich Dich sammt Deiner wilden Brut von dem Erdboden. Sein Leben ist mir theurer als das Leben meines ganzen Stammes!"  
 "Ich weiß, Dein Weib hat ihn genährt," sprach die Zigeunerin, "und hat ihn mehr geliebt, als ihr eigenes Kind, Milly's Mutter. Aber ich dachte nicht, daß Du die Schwachheit theiltest. — Ich lasse mich von Deinen prahlerischen Reden nicht einschüchtern."  
 "Laß Frieden sein zwischen uns!" sprach der Bruder. —  
 "Was begehrst Du?"  
 "Daß Du jetzt Dein Versprechen hältst, und Milly meinem Kaled zum Weibe giebst."  
 "s mag sein," erwiderte der Alte nach einer Pause. "Viel leicht ist's am besten so. Aber ich rathe Dir — keine Gewaltthat gegen den Hausbewohner."  
 "Meinetwegen mag er crepiren, wie ein Hund, oder in grauem Alter sterben, was kümmert's mich?" murmelte die Zigeunerin dumpf, "wenn er nur von Milly läßt."  
 "In drei Tagen ist der Mond voll," bemerkte Keelan. —  
 "Du kennst den Gebrauch unsers Stammes."  
 "Warum es noch drei Tage aufschieben? Doch, meinete wegen, mag's sein," sprach die Schwester. "Wann denkst Du mit dem Bals da ein Ende zu machen?" fragte sie, ihre Stimme dämpfend.  
 "Diese Nacht."  
 "Durch Gift?"  
 "Ich hab' mir einen bessern Plan ersonnen," antwortete der Alte. "Denn wenn der Körper gefunden wird, könnten die Aerzte die Spur davon entdecken. Ich will einen Schlafrumpf unter ihre Milch mischen, und wenn sie schläft, kannst Du sie begeben."  
 Die Zigeunerin verstand sich ohne den geringsten Widerstand zur Ausführung dieses gräßlichen Planes. Langes Vertrautsein mit dem Verbrechen hatte ihr Herz verhärtet und jedes menschliche Gefühl in ihr erstikt.  
 "Ich werde sie holen so bald's in den Zelten still wird," flüsterte sie, "denn ich will nicht dabei gesehen werden; dem Squills und Zints traue ich nicht."  
 "Wenn ich denken könnte, daß . . ."  
 "Bah, überlaß sie mir mir," unterbrach ihn Martha, "ich habe ein Auge auf sie."

"Kind der Hausbewohnerin," wiederholte Jim leise für sich. —  
 "Gewiß ist es das Kind der armen Dame, die in der Halle schlief."  
 Rasch vom Baume herabsteigend, drang der Knabe durch das Gebüsch und fand, wie er erwartet, frisch ausgeschüttete Erde. Obgleich er dazu keine anderen Werkzeuge, als seine Hände hatte, warf er die Erde bei Seite, und erblickte, wie er vermuthet, den Leichnam der kleinen Annie, in ein grobes Leinentuch gewickelt, welches wahrscheinlich einst zur Bedeckung eines Zigeunerzeltes gedient.  
 "Armes Kind," flüsterte er, das Antlitz der Kleinen im Mondlicht betrachtend. "Wie hübsch sie ist! Lange kann sie noch nicht todt sein," fuhr er fort, "ihre Glieder sind ja noch warm und biegsam."  
 Ein Schrei des Schreckens entfuhr ihm — der vermeintliche Leichnam stieß einen tiefen Seufzer aus.  
 "Ich war Zeuge eines Mordes," rief er, "oder wenigstens eines Mordversuchs. Vielleicht kommt das Weib noch einmal wieder."  
 Dieser Gedanke trieb den armen lahmen Burschen zur Eile. Er nahm das immer noch bewußtlose Kind in seine Arme und lief, es fest an seine Brust drückend, in die Halle zurück, mit einer Schnelligkeit, deren ihn Wenige fähig gehalten hätten, doch nicht ohne von Zeit zu Zeit angstvolle Blicke zurück zu werfen, um zu sehen, ob ihn Jemand verfolgte.  
 Herbert Lacy pflegte jeden Abend sich in die Zimmerreihe des nördlichen Flügels zurückzuziehen, zu der er allein den Schlüssel besaß. Groß war sein Erstaunen, da er heut so spät noch Jims Stimme hörte, der ihn stehend bat, ihn einzulassen. Lange blieb er ihm die Antwort schuldig.  
 "Ich werde in die Bibliothek kommen," sprach er endlich, der zudringlichen Bitten des Knaben müde.  
 Erst, als er Jims Schritte am andern Ende des Corridors vernahm, trat er heraus.  
 "Nun, was giebt's?" fragte er ärgerlich, das Bibliothekzimmer betretend.  
 Jim deutete auf das Kind, welches er auf den Tisch gelegt.  
 "Eine Leiche?"  
 "Nein, ein lebendes Kind," rief der erregte Knabe. "Glauben Sie mir, ich habe nichts Böses gethan. Ich zog das kleine Mädchen aus dem Grabe — sie wollten sie lebendig begraben, denken Sie — lebendig!"  
 Herbert Lacy fühlte, daß jetzt nicht der Augenblick sei, mit ferneren Fragen in den Knaben zu dringen, sondern er wandte seine Aufmerksamkeit der kleinen Leidenden zu. Ihre Augenlider zurückdrückend, schloß er aus dem Aussehen der Pupille, daß das Kind einen starken Schlafrumpf bekommen, und wandte sogleich die geeigneten Gegenmittel an.  
 "Glauben Sie, daß sie am Leben bleibt?" fragte Jim, "oder haben sie sie ermordet?"  
 "Das wird sich bald entscheiden," antwortete der Doctor.  
 Eine Stunde fast beobachteten Beide den Kampf zwischen Leben und Tod, endlich siegte die Natur über den schädlichen Trank, den Keelan seinem Opfer gegeben, und der Doctor erklärte das Kind für gerettet.  
 Obgleich Herbert Lacy jetzt ein sehr einsiedlerisches Leben in Rockingham Hall führte, hatte er früher doch manches Seltene und Schreckliche erlebt und gesehen. Eine so furchtbare Scene inbezug, wie Jims Mittheilung ihm eröffnete, war ihm noch nie vorgekommen, und lange, nachdem der Knabe geendet, blieb er in Nachdenken versunken.  
 "Hast Du das Alles noch Jemandem außer mir erzählt?" fragte er endlich.  
 "Nur Ihnen, Sir!"  
 "Das ist ein Glück," sprach der Doctor. "Ohne Zweifel trachtet diesem holden unschuldigen Wesen Jemand nach dem Leben, der irgend einen Grund hat, seinen Tod zu wünschen. Bis jetzt weiß ich noch nichts von der Familie, den Angehörigen des Mädchens, und daher ist es am klügsten, das Abenteuer als ein Geheimniß streng zu bewahren. Was die Thäter dieses gräßlichen Verbrechens betrifft, so habe ich eine ziemlich sichere Vermuthung, wer sie sein könnten, und werde die nöthigen Schritte thun, sie aus der Nachbarschaft zu entfernen."  
 (Fortsetzung folgt.)

mit beleidigender Heimlichkeitserei. Er kann nur verschwiegen sein mit einer gewissen Ostentation. Die Frau dagegen ist sehr wahrhaft verschwiegen, um ein Wahrzeichen dessen, was in ihrer Seele verborgen liegt, auszuhängen. Sie plant, sie schwagt, sie erzählt Alles, was ihr des Verschwiegenen nicht werth erscheint, und erzählt es mit der Miene so schrankenloser Aufrichtigkeit, daß Mander sich täuschen läßt und scherzhaft ausruft: "Ein Weib verschwiegt nur, was es nicht weiß."  
 Am augenfälligsten ist dieser Unterschied der männlichen und weiblichen Natur bei den ohne Erziehung aufwachsenden armen Leuten. Der Mann, an die geistige Kräftigung des Verschwiegenen nicht gewöhnt, mit conventionellen Lebensregeln unbekannt, wird selten oder nie es der Mühe werth halten, ein betrübendes Ereigniß, eine Befürchtung, oder auch nur eine unfreundliche Regung seines Gemüths aus Rücksicht zu verschweigen, während es in den armseligsten Verhältnissen unzählige Frauen giebt, die, ohne jemals in den Regeln des guten Tons unterrichtet worden zu sein, tausend Geheimnisse von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr in ihrem Innern bewahren, weil sie fühlen, daß "Schwiegen" dem Glück oder der Ruhe der Ihren förderlich sei.  
 Die natürliche innere Kraft stellt hier die Frau auf eine Höhe, welche der Mann nur durch Erziehung erreicht. [4394]

### Die große und die kleine Stadt.

Aus dem Munde einer deutschen Schriftstellerin, welche durch ihre Werke Zeugniß abgelegt, daß die Erscheinungen des Lebens auf dem Spiegel ihres Geistes sich wahr und scharf abzeichnen, hörte ich einst den scherzenden Ausspruch: "Mensch giebt es nur in kleinen Städten."  
 Obgleich nun meine Freundin es mir mit Recht sehr übel auslegen würde, wollte ich diesen Worten eine höhere Bedeutung beimessen, als man überraschenden Paradoxen auf dem gewöhnlich sehr dünnen Felde der geselligen Conversation beizumessen pflegt, so muß ich doch gestehen, daß jener Ausspruch mir schon viel zu denken gegeben, und je mehr ich darüber nachsinne, um so klarer wird es mir, daß unter jenem Scherzwort eine Wahrheit verborgen liege, die in weitläufiger Umschreibung etwa lauten würde:  
 In kleinen Städten fühlt man sich Mensch unter Menschen, in großen Städten im glücklichsten Fall als Weltbürger, im weniger glücklichen ein Sandkorn an der großen Weltkugel.  
 Die kleine Stadt ist eine kleine Welt für sich; leicht zu durchwandern, leicht zu übersehen, eine Welt, worin das Dasein jedes Einzelnen ins Gewicht fällt, jede Individualität zur Geltung kommt. Jeder kennt den Andern, Jeder ist gekannt; es giebt keine überlebenden Eristenzen. Kein Kind wird geboren, keine Trauung vollzogen, kein Todter begraben, ohne daß die ganze Stadt darum weiß. Es ist ein Familienleben im weitern Sinne. Jeder gewöhnt sich, an dem Ergehen des Nebenmenschen, dessen Leben er vor seinen Augen sich gestalten sieht, Interesse zu nehmen, gewöhnt sich daran, das eigene Leben von Andern beobachtet zu wissen. So läßt sich hemmend dieses "Beobachtetwerden" unter Umständen sein kann, so steht es doch in zu genauem Zusammenhang mit den guten Seiten der Menschennatur, als daß wir es gänzlich verdammen, oder dafür die Gleichgültigkeit preisen möchten, welche das Dasein des Nebenmenschen gänzlich ignoriert, jene Gleichgültigkeit, welche im Boden großer Städte so wuchernd gedeiht.  
 Im Ganzen wird den Kleinstädtern das unschuldige Vergnügen, sich um Andere zu kümmern, viel zu übel ausgelegt. Neugier ohne jeden edlern Zusatz von Theilnahme ist sehr selten, und jedenfalls nicht häufiger in kleinen, als in großen Städten zu finden, denn Neugier ist der Fehler der Müßigen, und derer giebt es, so geschäftig auch das großstädtische Leben im Ganzen sich anseht, auf den Trottoirs und in den Cafés eine große Zahl. Die oberflächliche, mit Unrecht "Neugier" gescholtene Theilnahme fern stehender Bekannten, welche eine Eigenthümlichkeit kleinstädtischen Lebens ist, verlegt in den wenigsten Fällen, sondern thut bei freudigen wie bei traurigen Ereignissen den Herzen wohl; man fühlt dabei sich Mensch unter Menschen.  
 Wer aus dem engen, gemüthlichen Leben eines kleinen Ortes, aus trauem Bekannntkreise in das geräuschvolle Treiben einer großen Stadt veretzt wird, ohne der kindlichen Freude am Neuen, Ungesehenen, noch mächtig zu sein, und ohne Zeit zu haben, heimisch zu werden in der fremden Sphäre, geräth leicht in die Versuchung, die Vorzüge einer großen Stadt zu verkennen und zu leugnen. Wer nichts weiter hört und sieht von der großen Stadt als das Rasseln der Wagen, die gleichgiltig aneinander vorüber eilenden Menschen, unter denen das Auge vergebens ein bekanntes Gesicht zu entdecken sucht, wie kann der die große Stadt lieben? Die Kunstsammlungen und Museen, Concerte und Theater bieten unleugbar schöne Genüsse, aber diese ermüden, wenn man sie im Fluge in sich aufnehmen will oder muß, denn um sich ihrer recht zu erfreuen, muß man bei ihnen, neben ihnen heimisch sein, oder doch mit Ruhe und Hingebung sich ihnen widmen. — Zum wahren Genuß der Künste gehört ein kräftiges, ruhiges, unbefangenes Gemüth.  
 Die Physiognomie einer großen Stadt, wie sie dem an ein stilles Leben gewöhnten Beobachter sich kund giebt, zeigt keine anderen Züge als Pracht, Geschäft und Vergnügen — das sind die Pole, um die das Leben dort sich zu bewegen scheint. Alles eilt, Alles stürzt, als gäbe es keine Ruhe im ganzen Ort. Alles ist blendend herausgeputzt, Straßen, Häuser, Menschen — Erwachsende und Kinder — es ist ein Haschen nach Effect, ein Wettlaufen um den Vorrang, bei dessen Anblick der an Mühe und Maß gewöhnten kleinstädtischen Natur fast der Athem ausgeht. Niemand hat Zeit; der Minister in leise dahin rollender Carosse, die den Bahnhöfen zuenden Droschken, der Elegant, der das Concert zu versäumen fürchtet, die mit dem Ergebnis ihrer Arbeit beladene Wäscherin, die sich durch die Menschenwogen des Trottoirs drängt — Alle scheinen an die Minute gebunden. Wir sehen Reiche und Arme, Vornehme und Springe, Geschäftsleute und Künstler, doch um in dieser wimmelnden, rauschenden, glänzenden Welt den Menschen herauszufinden, dazu müssen wir, wie gesagt, entweder heimisch sein in dieser Welt, oder noch jung hineinretreten.  
 Daß Geistesbildung das Vorrecht großer Städte, ist eine durch Erfahrung täglich neu widerlegte Behauptung, die aufrecht zu halten, keinen denkenden Menschen einfallen kann. Die Quellen der Bildung, Bücher, Zeitschriften, Kunstwerke, sind Jedem zugänglich, und wenn den Bewohnern kleiner Orte die Ge-

### Erklärung des Modenbildes.

Balltoiletten.

Fig. 1. Robe von weißem Atlas, garnirt mit gestolten Rüschen von weißem Tüll, dem sich an jeder Seite eine schmale schwarze Blende anschließt. Diese Rüschen, zu 3 und 3 Reihen in kräftiger Richtung aufgesetzt, abwechselnd mit Gurlanden von Capucinerkreuze, garniren den Rock vom untern Rand bis zum Knie.  
 Fig. 2. Eine einfache Toilette für ganz junge Mädchen. — Robe von weißem Tüll, à quatre jupes (mit 4 Köden). — Von den beiden oberen Köden ist der eine zur rechten Seite mit einem Schiffs-Bouquet, der andere zur linken Seite mit einem Bouquet aus verschiedenen Blumen aufgenommen. [4396]

### Weibliche Verschwiegenheit.

Die Männer lachen über weibliche Verschwiegenheit; die Zunge einer Frau gilt ihnen gleichsam als Symbol der Schwachheit, und höchlich verwundern sie sich, wenn eine Frau ein Geheimniß bewahrt. — Diese Meinung beruht in den meisten Fällen nur auf alt hergebrachten Vorurtheilen, und beweist, daß die Männer im Allgemeinen die Natur des Weibes sehr wenig kennen. Jedes wahre Weib hat in ihrem Innern ein verschlossenes Heiligthum; kein Weib vertraut Alles, was sie denkt und weiß, ihre Geheimnisse mögen nun die Liebe, sie mögen Verluste oder andere äußere und innere Erlebnisse betreffen. Tausend Geheimnisse der Selbstverleugnung, ungeahnter Leiden behält die Frau für sich, und niemals kannte ein durch die Liebe seiner Gattin glücklicher Mann jeden ihrer Gedanken, selbst nicht jeden ihrer Gedanken in Bezug auf sich selbst.  
 Ruhig und gedankenlos nimmt der Mann die vielen kleinen Rundgebungen des Fühlens und Denkens seiner Gattin hin, sie einem gewissen Instinct, dem sogenannten "weiblichem Tact" zuschreibend, denn die Verschwiegenheit der Frau ist von der Art, daß sie, Sinn und Herz erfüllt von unausgesprochenen Geheimnissen, mit liebenswürdig harmloser Offenheit sich bewegt. Die Verschwiegenheit des Mannes zeigt sich anders. Der Mann, welcher ein Geheimniß mit sich herumträgt, geberdet sich steif und wichtig, oft

Unsere Leser werden nicht vergessen haben, daß Herbert Lacy Jim Sparkes versprochen, ihn in dem Zweige der Wissenschaft zu unterrichten, dem er sein ganzes Leben geweiht. Der Doctor erfüllte sein Versprechen, und nie hatte ein Meister einen gelehrigern Schüler. Der Knabe begann seine Studien mit einem Eifer, welcher seiner Gesundheit verderblich zu werden drohte. — Ein neues Leben war ihm ausgegangen. Früh und spät streifte er in den benachbarten Gebölzen umher, um Vögel oder andere kleine Thiere zu suchen, an deren Körpern er seine Hand im Seivren üben konnte.  
 Vielleicht ist der Grund dieses außerordentlichen Eifers ebensowohl in einem Gefühl von Stolz, als in der Liebe zur Wissenschaft zu suchen. Er war ein ausgestoßenes, niedrig geborenes Geschöpf, ein Kind aus dem Armenhause, auf das Mitleid der Menschen angewiesen, und so hatte der Gedanke den Reiz eines Triumphes für ihn, durch Wissen sich über die zu erheben, welche einst seiner gespottet, als das launische Glück ihn auf die niedrigste Stufe der Gesellschaft gestellt.  
 An dem Tage, an dem die Verbindung Milly's mit ihrem Vetter Kaled festgesetzt worden, war Jim ebenfalls wieder auf Entdeckungen ausgegangen. Endlich erspähte er das Nest eines Reintbäckers. Sein Herr hatte oft den Wunsch geäußert, einen solchen Vogel zu besitzen, und er beschloß, in der Nacht zurückzukehren an den Ort, um wo möglich eines Vogels oder des Pärchens habhaft zu werden.  
 Da er nicht zu denen gehörte, welche einmal gefaßte Entschlüsse aufgeben, so verließ er die Halle am späten Abend, ging über die Hutung bis zu dem Baume, wo er das Nest gesehen, und bestieg ihn nicht ohne Anstrengung. Oben wollte er, mit dem Lohne seiner Mühe beladen, wieder hinabsteigen, als ein Rascheln im Gebüsch seine Aufmerksamkeit erregte. Vorsichtig bog er die Zweige auseinander und erblickte ein großes, hageres, unheimlich aussehendes Weib, dessen gespenstische Züge im hellen Mondschein grausig hervortraten. Sie kniete am Boden und schien etwas einzugraben.  
 Jim, obgleich nicht eben fruchtbar, wagte kaum zu athmen.  
 "Was mag sie vorhaben?" dachte er.  
 "Ei!" murmelte das Weib. "Sie müßten scharfe Augen haben, um das Kind der Hausbewohnerin zu finden, wo ich es hingelegt."  
 Bei dem Worte "Kind" entfloß ein halb unterdrückter Schrei den Lippen des Knaben. Martha, denn keine Andere war es, sprang auf und schaute bestürzt um sich. Glücklicherweise ging ein brausender Wind durch das Gebüsch, und die Aeste der Bäume krachten laut, so daß sie endlich glaubte, sie habe sich getäuscht.  
 "Nachstens werde ich wohl vor meinem eigenen Schatten erschrecken," sprach sie. "Sollte man nicht denken, ich hätte in meinem Leben noch nicht den Wald rauschen hören!"  
 Nach wenigen Minuten war ihr Werk beendet, und wie ein finsterner Schatten glitt die unheimliche Gestalt über die Haide hin.

legenheit zur Beobachtung des rasch fortschreitenden Lebens, die unmittelbare Anschauung des Wachstums der Industrie fehlt, so ist dafür die Stille der kleinen Stadt der ruhigen Entwicklung des Geistes und Gemüthes um so förderlicher. Jene Beschränktheit, welche an Welt und Menschen den kurzen Maßstab ihres engen Gesichtskreises legt, welche nichts gelten läßt, was nicht in die Schablone ihrer Begriffe paßt, diese Beschränktheit schwindet mehr und mehr, je leichter die Communication der Ideen und der Persönlichkeiten, je näher die Fernen aneinander rücken und an die Blicke des Einzelnen das Weltganze sich drängt. Einer, der ruhigen Beschaulichkeit und dem gemüthlichen Stillleben begünstigten weiblichen Natur thut das friedlich begrenzte Leben in einem kleinen Orte wohl, doch für jugendlich strebende Geister, welche den bewegenden Pulsschlag des unruhigen Geistes noch verstehen, welche dem großen Nüchternheit des Staats- und Gesellschaftslebens mit Interesse zuzusehen, oder in dasselbe handelnd einzugreifen vermögen, für Solche ist es zugleich erhebend und kräftigend, in die hohen Wellen des brandenden Lebens der großen Stadt unterzutauchen, denn:

Es bildet ein Gemüth sich in der Stille  
Und ein Charakter in dem Strom der Welt.  
Kleine und große Städte wird es immer geben, aber die Kleinstädter und Großstädter in dem bisher gebräuchlichen Sinne werden verschwinden. Die Einen werden nicht allein mehr „menschlich“, die Andern nicht allein mehr „gebildet“ zu sein vermögen, wenn die Menschheit eine Familie und die Errungenschaften Derer, welche auf dem Gebiet des Geistes wirken, Gemeingut Aller geworden.

Marie Harrer.

### Der Schlaf.

Die eigentliche Ursache des Schlafes zu erklären, waren gelehrte Physiker und weise Philosophen bis jetzt außer Stande. Wenn die Nacht kommt mit ihrer Stille und mit ihrem Schweigen, entzieht der müde Geist, entziehen die erschöpften Muskeln sich der Einwirkung der Sinne, und wir sinken in einen Zustand der Ruhe, mehr oder weniger erquickend, je nach den Einflüssen, welchen wir im Schlaf unterworfen sind.

Wenn die Sinne durch gefunden Schlummer gesehelt sind, der Geist keine Eindrücke von außen in sich aufnimmt, so ist es eben diese Ruhe, die das Gehirn und den ganzen Menschen neu erfrischt. Geist und Muskeln sind unthätig, doch das Herz fährt fort, das Blut durch alle Theile des Körpers zu senden, Verdauung, unmerkliche Transpiration, das Athmen dauern fort, bis die Sinne zu erneuter Kraft und Thätigkeit wieder erwachen. Doch wirkt der Schlaf stets kräftigend? O nein, denn seine stärkende Macht hängt von mancherlei Einflüssen ab.

Da das Athemholen im Schlaf wie im Wachen fort dauert, so bedürfen wir fürs Erste reiner Luft, wenn der Schlaf erquickend wirken soll. Viele vergessen dieses erste, nöthige Erforderniß gänzlich, schließen sich zur Nacht in enge Kammern ein, die oft den Tag über nicht gelüftet sind, und deren sechmal aus- und eingehatmete Luft vielleicht gar noch durch Cigarren- oder Tabakdampf verdirbt wird.

In so vergifteter Luft ist der Schlaf gestört und ruhelos, der Athem kurz, bedrängt und schwer, das Herz fliegt, das Gehirn wird dumpf und träge, Mund, Gaumen, Zunge, Lippen und Magen leiden unter einem unangenehmen Gefühl, dessen Grund der Leidende sich oft nicht zu erklären weiß. Doch jede Wirkung hat ihre Ursache, und jene kann nur beseitigt werden, indem man die Ursache beseitigt.

Weder Mensch noch Thier kann lange ohne reine Luft auf gesunde, naturgemäße Weise atmen. Bei jedem Armeug wird Luft ein- und Luft ausgeathmet. Die einzuathmende Luft muß ihren natürlichen Theil

Sauerstoffgas enthalten, zur Reinigung des durch die Lungen circulirenden Blutes. Alle Räume also, in welche nicht frische Luft von außen zugelassen werden kann, sind mit ausgeathmelter Luft erfüllt, d. h. mit solcher, die von den Lungen als zur Ernährung des Körpers untauglich ausgestoßen wurde.

Wird diese Luft, aus Mangel an reiner Luft, wieder und immer wieder eingathmet, so ergeben sich daraus die traurigsten Folgen für die Gesundheit. Es ist dies eine Wahrheit, die nicht oft genug in Erinnerung gebracht werden kann. Schlafzimmer müssen womöglich groß, hoch und trocken, und jedenfalls der Luft zugänglich sein. Doch dürfen die Betten nicht mit dem Kopf-Ende dicht am Fenster stehen, weil die feine Zugluft auf Kopf, Schultern und Rücken jedenfalls sehr schädlich wirkt. Wird es durch Krankheit unmöglich, frische Luft unmittelbar durch das Fenster in das Zimmer zu bringen, so muß sie in ein anstoßendes Zimmer, und durch die offene Thür alsdann in das Krankenzimmer gelassen werden.

Ein Drittel der vier und zwanzig Tagesstunden wenigstens muß dem Schlaf gewidmet sein, wenn Leib und Seele gesund bleiben sollen. Kinder und junge Personen, die noch nicht völlig erwachsen, Schwächliche, und Solche, welche geistnansregende Arbeiten treiben, bedürfen sogar mehr Schlaf zu völligem Wohlfühlen.

Der Schlaf vermindert die rasche Bewegung des Blutes, hat eine heilende Kraft und befördert das Wachsthum des Körpers. Der Körper nimmt Nahrung ein während des Schlafes, scheidet die zu scharfen Säfte durch gelinden Schweiß aus und nimmt an Kraft mehr zu als im wachen Zustande.

Oft wird Napoleon I. angeführt als Beispiel, daß spät zu Bett gehen und früh aufstehen keineswegs schädlich, sondern für Geist und Körper vorthellhaft sei. Doch man bedenkt nicht, daß Napoleon weder einen Körper noch einen Geist besaß, die mit dem gewöhnlichen Maß gemessen werden konnten. Und wer kann sagen, welche noch höheren Kräfte seinem Geiste und seinen Muskeln aus der Ruhe erwachsen wären? Oder wer kann sagen, ob sein Leben ausgereicht hätte, alles das zu thun, was er gethan, wenn er sich mehr Ruhe gönnte, wie viele Tage und Jahre seinem Leben zugefügt worden wären, wenn er dem Körper die Forderung der Ruhe erfüllt? [4338]

### Der Bazar (Polka).

Wilhelm Kiedel. Op. 253.

The musical score for "Der Bazar (Polka)" is presented in two systems. The first system, labeled "Polka", begins with a forte dynamic (*ff energico*) and includes a section marked "loco". The second system, marked "tumuloso", features a fortissimo (*ff*) dynamic and a section marked "loco". The score includes various musical notations such as dynamics (*ff*, *p*, *mf*, *pp*), articulation (accents), and performance instructions like "loco", "piu presto", and "delicatamente". The piece concludes with a "Trio" section.

Die Mode.

Die Zeit der Bälle, der musikalischen und theatralischen Vergnügungen ist da, die Weihnachtstagen sind erloschen, und um so eifriger wendet sich das Interesse der Jugend nun den geselligen Freunden zu, welche so viel dazu beitragen, die traurigen Wintermonate erträglich, ja schön zu machen.

Zu Ballkleidern für junge Damen ist blauer, rosa und weißer Krepp auch in dieser Saison sehr begünstigt, und wieder sind es die Bolants, die man zu Kleidern dieses Stoffes vorzieht. In der Art, die Bolants anzubringen, verfährt die Mode mit großer Willkür. Entweder garnirt man den Rock seiner ganzen Länge nach mit 9-14 schmalen Bolants, oder man placirt stets drei und drei schmale Bolants zusammen, so, daß die Garnitur nur bis über das Knie reicht.

Ein gleichfalls beliebtes Arrangement ist folgendes: Unten ein ungefähr 30 Centimeter breiter Bolant mit Kopf, darüber drei oder vier schmalere (10 Centimeter breite) Bolants, von denen der obere ebenfalls einen Kopf hat. Die Bolants werden entweder einfach gefäumt, mit Sammetband besetzt, oder bogenförmig ausgeschlagen. Zu einfachen Ballkleidern ist auch der Larlatan noch ein gesuchter Stoff, und schwerlich dürfte er wohl jemals ganz in Unnade fallen, da die Vergänglichkeits seiner Schönheit durch Wohlfeilheit des Preises genügend entschuldigt wird.

Die Ballroben für junge Damen werden größtentheils ausgeschnitten und mit Schwebbe gefertigt, denn die Erfahrung lehrt, daß die Damen sich noch nicht von den der Taille so sehr vortheilhaften Schwebbenleibern trennen können. Die ausgeschnittenen Taillen werden theils mit der wieder ganz modernen Quersalten-Draperie, mit Verthe oder mit Fichu getragen, in deren reizender Ausschmückung die Modisten wetteifern. Für sehr junge Mädchen sind die Bretellen-Röckchen sehr liebend, vorn und auf dem Rücken in langen, übereinander schlagenden Enden hinabfallend, und auf Brust und Rücken durch Spangen lagartig zusammengehalten. Das Bandverzierungen ein wesentlicher Bestandteil eleganter Röckchen ist, verneht sich von selbst, ebensowenig dürfen Spitzen an denselben fehlen; nicht selten wendet man schwarze und weiße Spitzen, schwarzen und weißen Tüll vereinigt dazu an, wodurch eine eigenthümlich ausdrucksvolle Gestaltung erzielt wird. Eine unserer nächsten Nummern soll den Leserinnen unter Anderem Abbildung und Schnitt eines derartigen modernen pariser Fichu mittheilen, woraus die Art der Vereinigung beider Stoffe deutlich erkennbar.

Mit Ausnahme der Ballroben werden die eleganten Gesellschaftsleider größtentheils hoch hinaufgehend getragen. Dasselbe gilt von Promenaden- und Hauskleidern. An Gesellschaftskleidern sieht man noch immer die weiten offenen Kermel, weil sie den kurzen weiten Ballon-Unterarmel gestatten. Sie werden gewöhnlich mit weitem Tasset gefüttert, und am innern Rande mit einer Bandrüsche besetzt. Halbweite Kermel, unten mit Gürtchen oder Aufschlag versehen, werden nur zur Haus-toilette getragen. Bei Gelegenheiten der Haus-toilette wollen wir nochmals die schon früher erwähnten Kragen und Manschetten von feiner doppelter Feinwand in Erinnerung bringen, welche außer einem Steppraum keinen Hierauf aufzuweisen haben, und dennoch die häusliche Eleganz auf die schönste Weise repräsentiren. Eine gleichfalls reizende häusliche Modenerscheinung sind die von uns schon mehrfach erwähnten bunten Kragerien (Kragen und Manschetten), aus feinem Pique oder aus feiner Feinwand. Wie so häufig, ist auch hier die höchste Einfachheit zugleich die höchste Schönheit, denn obgleich man versucht hat, Pique und Feinwandtragen mit bunten Palmen und anderen bunten Figuren zu schmücken, so sind dergleichen Kragen und Manschetten doch am schönsten geschmückt durch schmale, glatte oder geschlängelte farbige Streifen, und namentlich sind es die satteren Farben, Gelb und Violett, die mit Weiß vereinigt, hier die eleganteste Wirkung hervorbringen.

Der Umfang der Damenrobe vermindert sich nicht, sondern scheint nach unten sogar an Ausdehnung noch zu gewinnen, während nach der Taille zu unlegbar eine Verminderung des Umfangs erstrebt wird. Das Neuzer einer eleganten Dame geht also aus der allzu lange beliebten Glodenform entschieden in die etwas präzisere Fächerform über. Am deutlichsten tritt diese Veränderung in den Roben hervor, zu welchen Rock und Taille aus einer Länge geschnitten werden, wie z. B. bei der Prinzess-Robe und deren Variationen, robe fourreau, robe Isabeau u. s. w., welche theils durch tiefe Falten, theils durch wirkliches Berengen der Rockblätter nach oben zu, den früheren Reifkleidern sich nähern. (Abbildung und Schnitt einer robe princesse befindet sich in Nr. 36 der Pariser Modelle.)

Gauzeleider werden gewöhnlich mit glattem, ungarnirtem Rock getragen. Gesellschaftsleider garnirt man dagegen auf sehr verschiedene Weise schützensartig durch Besammetwerke, mit Sammet- oder Tassetstreifen, der Länge nach auf die Ranten des Rockes gesteckt, oder auch mit eben solchen, unten rings um den Rock gesteckten Streifen, die man nach oben geschnitten werden. Zu den sehr beliebten Garnituren gehören auch die von uns mehrfach erwähnten „Macarons“, deren Anwendung wir in der ersten Arbeitsnummer dieses Jahrgangs gezeigt haben.

Die eleganten Schürzen, obgleich sie nie die Schwelle des Hauses überschreiten, erscheinen dennoch so geschmückt, als wäre Gesellschaft ihre Bestimmung. Es giebt in der That kaum eine Zierde der Gesellschaftsroben, die wir an Tassetstreifen nicht wiederfinden: Bolants, Brandenburger, Küchen, Macarons, Alles ist vertreten. Unsere Leserinnen mögen selbst darüber urtheilen bei Besichtigung der Abbildungen moderner Schürzen, welche eine unserer nächsten Nummern geben wird.

[395] Veronica v. G.

Dichtergriße.

So lautet der Titel einer Sammlung lyrischer Gedichte von neuen deutschen Dichtern, womit Kluge Volkso, die rühmlich bekannte Schriftstellerin, die Frauen ihres Vaterlandes besenkte. Kluge Volkso, auf dem Gebiete der Kunst-Theorie sich mit schöner Vorliebe bewegend, mußte natürlich im Besitz der Gabe sein, welche zur Zusammenstellung eines solchen Wertes befähigen. Die Sammlung gehört der Quantität nach zu den reichsten, welche in Octavformat den Büchertisch einer Frau schmücken, und die sinnreich geordnete Auswahl läßt schwerlich etwas anerkannt Schönes aus dem Bereich der lyrischen Poesie vermissen. In sechs Abtheilungen: Beschauliches - Natur, Naturempfindung - Liebeslied, Volkslied - Lebensbild - Romane, Balladen - Erbauliches - hat die Sammlerin die Wiedersehens für die Leserinnen des Buches geordnet, welches durch zahlreiche gelungene Illustrationen und höchst elegante Ausstattung vor der Mehrzahl seiner Genossen vortheilhaft hervorragt. (Preis des Buches: 2 Thaler. Verlag von Amelang in Leipzig.)



O Herz, versuch es nur; so leicht ist, gut zu sein; Und es zu scheinen, ist so schwere Pein.

Es ist eine der traurigsten Wahrheiten der unerlässlichen Weltmoral, daß man nicht jeder Aufwallung seines guten Herzens Gehör geben darf.

Vor jedem steht ein Bild, das, was er werden soll, So lang' er das nicht ist, ist nicht sein Frieden voll.

Was Du begehrest, kann ein Raub der Zeiten sein, Was Du besahest, bleibt für alle Zeiten Dein.

Gegen große Vorzüge eines Andern giebt es kein Rettungsmittel als die Liebe.

Verlag von L. Schaefer in Berlin.

Wer sich selbst Meister ist und sich beherrschen kann, Dem ist die Welt und Alles unterthan.

Die meisten Menschen haben, wie die Pflanzen, versteckte Tugenden, die der Zufall hervorzieht.

Wer gute Menschen kennen lernen will, der gebe Acht, zu wem der Unglückliche Vertrauen hat.

O Muth, nur Muth in jeder Lage, wo uns ein Dornenwald umstarrt! Die Morgenröthe besserer Tage glüht hinterm Berg der Gegenwart.

Sehnsucht nach dem Mytherium der Natur ist Antritt der Wanderschaft zur Heimath.

Wir müssen von dem Klugen uns rathen, und von dem Thoren uns warnen lassen.

Ein Blick ins Buch, und zwei ins Leben, Das wird die Form dem Geiste geben.

Rösselsprung-Aufgabe.

Table with 8 columns and 10 rows containing a word puzzle grid.



Zweifelhige Charade.

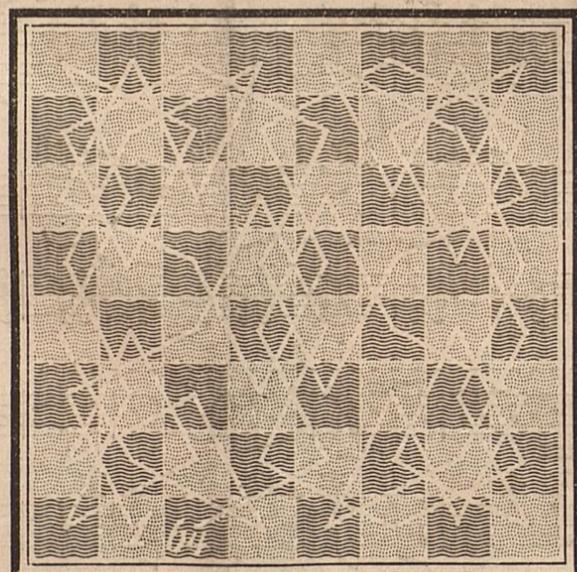
Die erste Silbe ist gar schwer, Ein Stein ist nichts dagegen, Nur, wenn Dich drückt der Sorgen Meer, Kannst bildlich Du's erwägen.

Die Zweite, die das Mitgefühl, Der Edelmutb gegründet, Ward manchem Herzen das Asyl, Wo es die Heimath findet.

Steht auch das Dritte, wie bekannt, Im Dienst der Todeswaffen, Als Ganzes hat's in Künstlerhand Manch schönes Werk geschaffen.

Marie Harrer.

Schlüssel zur Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe Seite 24.



Auflösung der Rösselsprung-Aufgabe Seite 24.

Widder der Frauen.

Es soll der Mann zur Sonne greifen, Zu seiner Ehre Wunderland, Zum tiefsten Schacht der Erde streifen Nach seines Ruhmes Diamant.

In eures Busens Minnebulden Liegt eures Ruhmes Sonne tief; Denn eure Kraft ist süßes Duden Und Liebe euer Adelsbrief.

M. von Strachwitz.

Redigirt unter Verantwortlichkeit der Verlagsbuchhandlung.

Auflösung des Räthfels Seite 24.

„Holen — Erholen — Wiederholen.“

Auflösung des Rebus Seite 24.

Auf der langen Reise durchs Leben sei Vorsicht Dein Anker, Dein rer Pflicht. Vang ist der Weg, falsch die Welt, fern das Ziel.



Fr. G. H. in W. Die „Pariser Modelle“ erscheinen allerdings vor nach und diese Zeitung vor wie nach von der Administration in tion des Bazar herausgegeben. Die einzige vorgenommene Änderung besteht in dem Wechsel der Redaction, welche seit einiger Zeit in Paris selbst besorgt wird, da wir hierdurch in den Stand gekommen sind, die Moden um 4-6 Wochen früher zu veröffentlichen als bisher möglich war.

Die Ihnen von Ihrer Buchhandlung zugesandte erste Nummer einer ähnlichen Zeitung ist nichts als eine schwache Nachahmung der Pariser Modelle und haben Sie das Recht der Zurückgabe.

Uebrigens liefert diese Nachahmung für den Subscriptionspreis von 15 Sgr. vierteljährlich nur 6 Lieferungen, während die „Pariser Modelle“ für denselben Preis vierteljährlich in 9 Lieferungen erscheinen und über 20 verschiedene Schnittmuster bringen. Wenn Sie bei Ihrer Buchhandlung ausdrücklich bestellen: „Pariser Modelle“, herausgegeben von der Administration des Bazar, so werden Sie das Richtige erhalten.

Fr. S. G. in W. Wenn die Knospen Ihrer Camellen abfallen, so geachtet der, wie Sie sagen, guten Pflege, so ist kaum ein anderer Grund dafür anzunehmen, als daß die Blumen zu spät begoßen werden. Das Wasser zum Begießen der Zimmerblumen muß ehe man es braucht, so weit erwärmt werden, daß es wenigstens nicht kälter ist, als die Erde, in welcher die Pflanzen stehen. Wollen Sie, daß die mit Knospen überfüllte Camelle schön blühe, so öffnen Sie getrost ein Drittel der Knospen. Brechen Sie jedoch diese nicht ab, weil die dadurch entstehende Erschütterung auch die anderen Knospen lockert und sie leicht abfallen macht, sondern schneiden Sie nur einem scharfen Federmeißel die Knospen, die Sie zu befeuchten wünschen, zur Hälfte ab; die noch übrige Hälfte fällt bald von selbst ab.

Fr. C. G. Th. in C. Den Mantelschnitt „Henri“ haben Sie bereits durch die „Pariser Modelle“ erhalten.

Fr. E. K. in T. Wir können uns darüber nicht eher entscheiden, bis wir die Compositionen einer Prüfung unterworfen.

Fr. A. v. S. in W. Ein Muster zu einer eleganten Tasche fanden Sie bereits in voriger Nummer. — Die Figur 1 auf dem Modenbilde Seite 17 kann Ihnen beim Arrangement einer eleganten Promenaden-Robe als Vorlage dienen; die angegebenen Stoffe nach Gefallen zu ändern, steht Ihnen frei. Muthmaßlich bezieht Ihre Frage sich nur auf die Robe, denn über die notwendigen Erfordernisse der Winterpromenaden, Mantel und Hüte, gaben wir durch Bild und Beschreibung bereits ausführliche Auskunft.

Fr. J. v. S. in B. Das schöne Rosenklein-Muster in der vorigen Nummer wird Ihrem Wunsch entsprechen.

Fr. H. W. in W. Seite 123 des Bazar, Jahrgang 1859, enthält eine Servienterring, auch auf Seite 15 desselben Jahrgangs befindliche Reiten-Umhang ist für denselben Zweck anzuwenden.

Fr. Ch. S. in P. Seite 75, Jahrgang 1859 giebt Abbildung und Beschreibung einer sehr hübschen Ehemantel.

Fr. J. G. in T. Nichtig.

Fr. S. in C. Aufser einigen kleinen Abweichungen — richtig.

Fr. S. G. in T. M. Es sind bereits Schritte gethan, Ihren Vorschlag in Ausführung zu bringen. Wären die sich hier entgegenstellenden Schwierigkeiten nicht so bedeutend, würde jene Einrichtung schon längst getroffen sein.

Fr. L. S. in C. Wir bedauern Ihnen nicht willfahren zu können.

Fr. L. G. in W. H. Auf jeder Stiderei-Beilage des Bazar finden Sie Muster zu eleganten Taschentüchern.

Fr. J. G. in T. Bei aufmerksamen Durchlesen der Beschreibung und Vergleich derselben mit der Abbildung wird Ihnen die Bedeutung jedes Ausdrucks klar werden.

Fr. C. G. in T. Ein solches Journal existirt nicht.

Fr. Dr. B. in C. Wir können Ihnen hinsichtlich des vortheilhaftesten Verkaufs jenes schönen Luxusartikels keinen Rath geben.

Fr. A. H. in K. Das in unserer vorigen Arbeitsnummer enthaltene Muster in der Abwechslung mit Plüschstreifen ist für eine Fußball ebenfals sehr geeignet; die in der Beschreibung angegebenen Farben können Sie je nach Geschmack und Belieben durch Wolle ersetzen.

Fr. J. S. in T. Wir können Ihren Wunsch nicht gewahren.

Fr. L. M. in T. Ein schönes Lavastrie-Muster zum Aufputz ist in Nr. 42 des Jahrgangs 1857 enthalten. Da Sie langjährige Abonnentin unserer Zeitung sind, dürfen wir Sie so weit zurück verweisen.

Fr. P. v. H. in W. Die einfachsten Ballkleider für junge Mädchen sind von Larlatan oder Organdi; über die Art der Anfertigung finden Sie Angaben im Modenbericht. Blumen sind für ein junges Mädchen zum Ball der geeignetste und modernste Haarschmuck.

Fr. C. E. in G. Sobald als möglich werden wir Ihren Wunsch berücksichtigen.

Fr. C. K. auf A. bei N. Ein Mittel, wie Sie es zu haben wünschen, wird natürlich von denen, welche gewerblich das Reinigen derartigen Stoffe betreiben, geheim gehalten, doch sobald wir bei Prüfung der hierüber bekannten Methoden eine finden, die Ihren Forderungen entspricht, werden wir sie Ihnen mittheilen.

Bekanntmachung.

Die letzten Lieferungen der von der Administration des Bazar herausgegebenen Schnittmuster-Zeitung: „Pariser Modelle“ zur Selbstanfertigung der geschnittenen Damen-Garderobe etc. enthalten folgende Schnittmuster:

- Fig. 25. Glatte hohe Kleider- oder Ueberrocktaile mit schmalem, in flacher Bogen ausgehendem Schoop. — Hausjacken für Damen, mit weitem, offenem Kermel und Zoutagebesatz. — Enganschließender Kermel für Mädchen von 6 bis 7 Jahren.
Fig. 26. Regliges Ueberrock mit großer Peterine. — Peterine für Mädchen von 12 bis 14 Jahren.
Fig. 27. Ueberzieher zur Haus-toilette. — Ausgeschnittene Kleider-taille für Mädchen von 4 bis 6 Jahren.
Fig. 28. Herbstmantel (Burnous). — Hohe glatte Taille für Mädchen von 7 bis 9 Jahren.
Fig. 29. Wintermantel „Sibille“.
Fig. 30. Wintermantel „Doron“.
Fig. 31. Wintermantel „Henri II“.
Fig. 32. Wintermantel „Clotilde“.
Fig. 33. Jäckchen zum Ueberzieher für Mädchen von 10 bis 12 Jahren. Capote (Nebelkappe).
Fig. 34. Halbhohe Taille, mit herzförmigem Ausschnitt und offenem Kermel. — Enganschließender Kermel mit Puffengarnitur. — Annehmliche von Tuch mit Applicationsstickerei. — Ausgeschnittene Taille mit schnartiger Falten-Draperie, für Mädchen von 10 bis 12 Jahren.
Fig. 35. Ball-Mieder mit russischem Hemdchen. — Jäckchen zum Ueberziehen für Mädchen von 12 bis 14 Jahren.
Fig. 36. Ueberrock (robe princesse). — Ausgeschnittene Schoop-taille für kleine Mädchen von 6 bis 8 Jahren.
Fig. 1. 1860. Ausgeschnittene Kleider-taille mit griechischem Kermel (zur Ball-toilette). — Medicis-Kermel. — Fichu von Mull, mit Stiderei.
Fig. 2. Basquine für Mädchen von 8 bis 10 Jahren. — Langer offener Kleiderärmel mit Puffeneinfas.

Bestellungen auf die „Pariser Modelle“ (15 Sgr. pro Quartal) übernehmen sämtliche Buchhandlungen und Post-Agenten.

Die Administration des Bazar.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.